



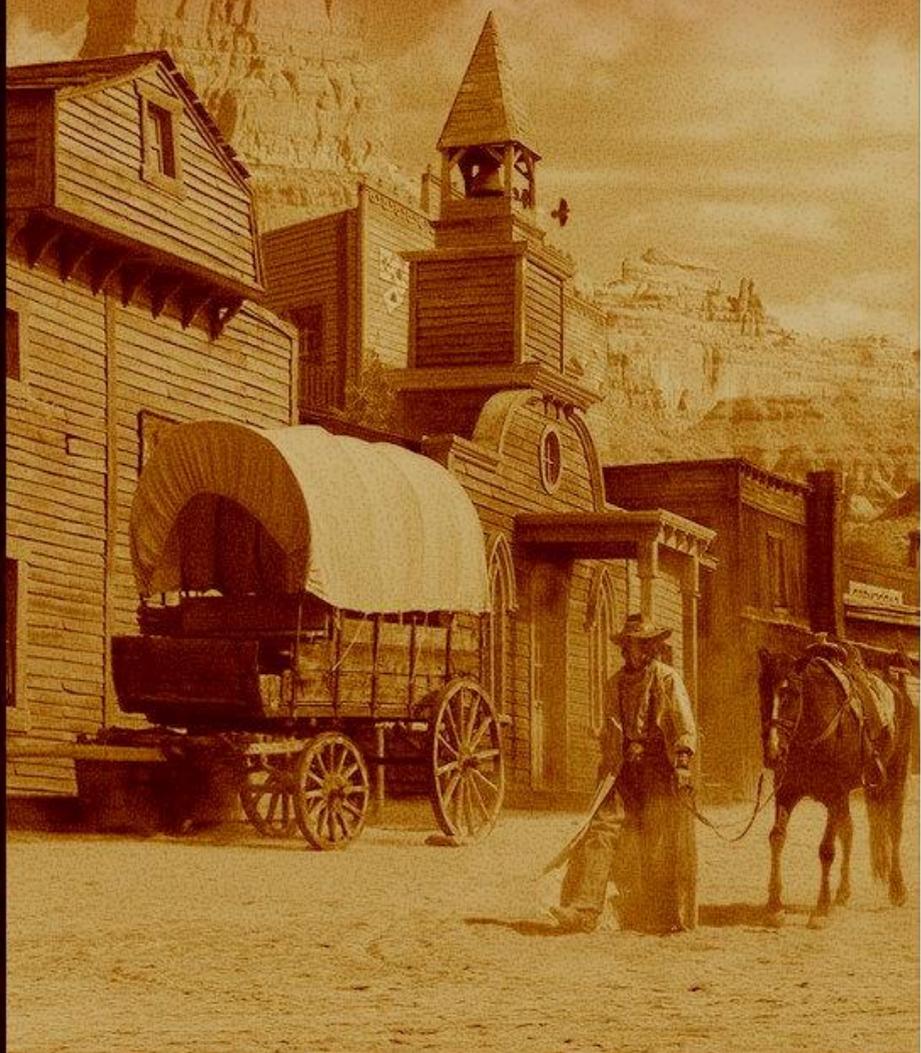
C. C. Slaterman

Marshal Crown

Band 36

Verdammt, verflucht und vogelfrei

WESTERNSERIE



C. C. Slaterman

Marshal Crown

Verdammt, verflucht und vogelfrei

Western

www.geisterspiegel.de

Cover © 2019 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2019 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Verdammt, verflucht und vogelfrei

»Himmel noch mal«, polterte John Sanders.

Sichtlich aufgebracht knallte der Rancher sein Besteck auf den Tisch und schob den halb vollen Teller, den er vor sich stehen hatte, ruckartig zur Seite.

Je länger er seinen Sohn beobachtete, der einem gereizten Puma gleich vor dem Fenster neben der Eingangstür auf und ab lief, umso mürrischer wurde sein Gesicht.

»Jetzt setz dich endlich auf deine vier Buchstaben und iss mit uns zu Abend. Du machst mich noch ganz verrückt mit deiner ewigen Herumlauferei.«

»Ich habe keinen Appetit«, erwiderte Billy Sanders, blieb abrupt stehen und schob die verwaschene Gardine vor dem Fenster zur Seite.

Seine Augen verengten sich zu schmalen Schlitzern, während er angestrengt nach draußen starrte.

»Papperlapapp«, brummte sein Vater. »Du hast heute bis zum späten Nachmittag draußen auf der Nordweide Heu gemacht. Als ich in deinem Alter war, hatte ich nach so einem Tag einen derartigen Hunger, dass ich einen ganzen Ochsen hätte verdrücken können. Erzähle mir also nicht, dass du keinen Appetit hast. Jetzt setz dich endlich zu uns her, verdammt noch mal! Deine Mutter hat deinetwegen über eine Stunde am Herd gestanden.«

Billy Sanders fuhr auf dem Absatz herum und schüttelte unwillig den Kopf.

»Hast du nicht gehört, was ich vorhin gesagt habe, oder willst du es einfach nicht hören? Die Comanchen sind wieder auf dem Kriegspfad. Der alte Nelson, den ich draußen auf der Weide getroffen habe, reitet sein Pferd zuschanden, um die

Leute zu warnen, und du denkst nur ans Essen. Ich kann es nicht glauben.«

Der grauhaarige Rancher setzte gerade zu einer harschen Antwort an, als wie aus dem Nichts ein Indianer hinter dem Fenster neben der Eingangstür auftauchte. Das mit weißen Kreidestreifen verschmierte Gesicht des Comanchen glich im fahlen Licht der Dämmerung eher einer hasserfüllten Geisterfratze denn einem menschlichen Antlitz.

Im gleichen Moment krachten Schüsse und kehliges Kriegsgeschrei hallte über den Hof.

Bevor John Sanders reagieren konnte, war im rückwärtigen Teil des Hauses das Splintern von Fensterglas zu hören, und zwar genau aus der Richtung, in der sich das Zimmer seiner siebenjährigen Tochter befand.

»Kathreen!«

Johns Schrei hatte nichts Menschliches mehr an sich, als er aufsprang und vorwärts stürzte, um zu seiner Tochter zu gelangen. Er hörte zwar noch, wie die Haustür aufgerissen wurde, aber er spürte die beiden Pfeile nicht, die sich in seinen Rücken bohrten. Der Gedanke an seine Kathreen ließ ihn alles vergessen.

Er stolperte nur und verlor erst das Bewusstsein, als ihn eine Kugel traf.

*

Der Mensch ist ein Gewohnheitstier.

US-Marshall Jim Crown machte hierbei keine Ausnahme. Mary Ann Baker, seine neue Lebensgefährtin, mit der er seit seinem Amtsantritt in dem kleinen Haus im Osten von Austin wohnte, konnte ein Lied davon singen.

Auch er hatte so seine Angewohnheiten, die Mary Ann nur ein Blick auf die Uhr kosteten, um vorherzusagen, was ihr Jim in diesem Moment gerade zu tun gedachte. Eines dieser Rituale zum Beispiel bestand darin, dass er jeden Morgen, Sommer wie Winter, Punkt sieben Uhr auf den hölzernen Verandavorbau trat und seinen Blick über die Stadt schweifen ließ.

Nach dem Moment auf der Veranda frühstückte er und danach zündete er sich einen dieser kleinen, mexikanischen Zigarillos an, die er so sehr schätzte, und begab sich erst dann in die Stadt, um seinen Dienst anzutreten.

Aber nicht heute, an diesem Morgen war alles anders.

Mary Ann trug gerade Jims leer gegessenen Teller zum Waschbecken hinüber und stellte ihn in den Ausguss, als ihr Blick aus einer Laune heraus aus dem Küchenfenster fiel.

Sie verharrte, legte die Stirn in Falten und sah nachdenklich zu, wie eine Kavalleriepatrouille durch die Hauptstraße von Austin ritt und genau auf den Hügel zuhielt, auf dem ihr Haus stand.

Mary Ann drehte den Kopf in Richtung Esstisch.

»Erwartest du Besuch?«

Jim, der gerade dabei war, sich seinen obligatorischen Zigarillo anzustecken, legte den Tabakstängel zur Seite und hob den Blick.

»Nicht, dass ich wüsste. Warum fragst du?«

»Weil da ein Trupp Soldaten auf uns zukommt und der Mann, der sie anführt, ein Lieutenant ist. Scheint also wichtig zu sein, sonst wäre kein Offizier dabei.«

Crown hob den Kopf und sah zuerst aus dem Fenster, bevor er Mary Ann antwortete.

»Tatsächlich! Möchte bloß wissen, was die hier wollen.«

»Geh raus und frag sie«, erwiderte sie lakonisch. »Und dann

gibst du mir Bescheid.«

Jim schob den Stuhl zurück, murmelte etwas, das so ähnlich klang wie *warum eigentlich immer ich*, und ging dann aber trotzdem wieder nach draußen.

Auf dem Verandavorbau angekommen hakte er die Daumen hinter das Leder seines Waffengurts und beobachtete mit gemischten Gefühlen das Herannahen der Patrouille.

Ihr Anführer war tatsächlich ein Lieutenant.

Mary Ann besaß anscheinend Augen wie ein Luchs. Jim kannte nur wenige Menschen, die auf diese Entfernung die unterschiedlichen Dienstgrade der Armee auseinanderhalten konnten. Erstaunt stellte er fest, dass der Lieutenant in Anbetracht seines Ranges und der Umgebung, in der er seinen Dienst versah, noch ziemlich jung war. Er schätzte ihn auf höchstens fünfundzwanzig oder sechsundzwanzig.

Er änderte seine Meinung jedoch schnell, als der Soldat näherkam und er sein Gesicht genauer betrachten konnte. Der Lieutenant mochte zwar jung an Jahren sein, aber nicht an Erfahrung.

Das Land hatte ihn ziemlich schnell hart gemacht.

Sein wettergegerbtes Gesicht wirkte kantig und war von tiefen Furchen durchzogen, die man normalerweise nicht bei einem Mann seines Alters vermutete. Die Sonne hatte sein weizenblondes Haar genauso ausgebleicht wie die Rangabzeichen auf seinen Schulterklappen und der Blick aus seinen hellblauen Augen war gleichfalls so kalt und unergründlich wie ein tiefer Bergsee.

Er war noch etwa vier Schritte von ihm entfernt, als er sein Pferd zum Stehen brachte und den Hut zog.

»Guten Morgen, Sir. Mein Name ist Frazer, Lieutenant Mike Frazer, ich bin auf der Suche nach einem US-Marshal namens

Crown?«, sagte er, während er sich suchend umblickte. »Man hat mir gesagt, dass ich ihn hier antreffen würde.«

Jim grinste.

»Das ist richtig, was wollen Sie von ihm?«

Der Soldat rümpfte arrogant die Nase.

»Ich wüsste nicht, was Sie das angeht. Warum fragen Sie?«

Weil ich der Gesuchte bin, du Arschloch, dachte Jim, behielt seine Meinung jedoch für sich.

Er hatte für die Army noch nie große Sympathien empfunden, das galt besonders für die blauen Uniformträger aus dem Norden, die sich in Texas immer noch gerne als Besatzungsmacht aufspielten, obwohl der Bürgerkrieg schon seit vielen Jahren zu Ende war.

Dass seine Antwort trotzdem höflich ausfiel, lag einfach daran, dass er keine Lust hatte, sich schon morgens mit jemandem zu streiten und schon gar nicht mit einem Yankee.

»Weil mein Name zufällig Crown ist, Jim Crown.«

Der Lieutenant zuckte überrascht zusammen.

»Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?«

»Wieso sollte ich?«, erwiderte Jim unschuldsvoll und schenkte Frazer ein solch zuckersüßes Lächeln, dass die Augen des Soldaten ärgerlich zu funkeln begannen.

»Sie haben lediglich erwähnt, dass man Ihnen gesagt hat, dass ich hier anzutreffen bin, und das habe ich Ihnen bestätigt. Sie haben mich nicht nach meinem Namen gefragt, richtig?«

Die Antwort des Soldaten war ein ungehaltenes Brummen.

»Colonel Hawkins lässt Ihnen ausrichten, dass er Sie sprechen will.«

Crowns Lächeln erstarb augenblicklich.

Die Aussicht, seinen bequemen Bürostuhl und Mary Anns

Kochkünste gegen einen Dreitageeritt in sengender Sonne und den Fraß aus der Armeekantine einzutauschen, behagte ihm genauso wenig, wie sich mit dem Kommandanten von Fort Worth zu unterhalten, der als Paragrafenreiter bekannt war und nichts anderes kannte als seine Vorschriften und Dienst-anweisungen.

»Schön, aber ich nicht mit ihm«, sagte er daher. »Ich fürchte, Sie haben den langen Ritt hierher umsonst gemacht.«

»Das glaube ich kaum, denn der Colonel wird Ihre Entscheidung nicht akzeptieren. Tut mir leid, Marshal, aber das Anliegen meines Vorgesetzten ist höchst offiziell. Es ist also besser, wenn Sie mitkommen.«

»Haben Sie deshalb Hilfe mitgebracht?«, fragte Crown und deutete auf die sechs Soldaten, die in angemessener Entfernung warteten.

Der Lieutenant zuckte die Achseln.

»Nur für den Fall, es liegt an Ihnen.«

Crown dachte einen Moment nach, dann nickte er seufzend. Er wusste, dass die Army am längeren Hebel saß, genauso wie er wusste, dass er keinen unerfahrenen Jüngling vor sich hatte, der frisch von der Militäarakademie gekommen war, sondern einen beinharten Lieutenant, der sich garantiert nicht umstimmen ließ.

»Okay, aber bevor ich Sie begleite, will ich erst noch mit meinem Vorgesetzten reden. Oder darf ich das auch nicht?«

Frazer lächelte sparsam.

»Natürlich, aber ich glaube das wird nicht nötig sein. Gouverneur Coke ist seit vorgestern zu Gast bei uns im Fort, und wie ich gehört habe, verstehen er und der Colonel sich prächtig.«

Crown runzelte die Stirn.

»Tatsächlich?«

Statt einer Antwort zog Frazer seine Uhr aus der Tasche, warf einen Blick darauf und beugte sich wieder im Sattel vor.

»Wir brechen in einer Stunde auf«, sagte er emotionslos.
»Sind Sie bis dahin reisefertig?«

»Vielleicht«, knurrte Jim ungehalten.

*

Eine Viertelstunde später, nachdem er sich von Mary Ann verabschiedet hatte, ging Jim in die Stadt hinunter und danach in den Stall, um sich um sein Pferd zu kümmern.

Er machte seinen Morgan reitfertig und war gerade dabei, seine Sachen in den Satteltaschen zu verstauen, als die Soldaten mit Frazer an der Spitze ihre Pferde vor den Stallungen zügelten.

Bevor der Lieutenant etwas sagen konnte, stieg Crown in den Sattel und nickte.

»Ich wäre so weit.«

Frazer nickte zurück und gab der Patrouille ein Zeichen.

Die Soldaten setzten sich in Bewegung und verließen die Stadt mit dem Lieutenant und Crown an der Spitze.

Ihr Weg führte sie Richtung Nordwesten.

Die Truppe ritt schnell und hart, obwohl die Sonne bereits seit dem Morgengrauen erbarmungslos vom Himmel stach und die Luft zum Kochen brachte.

Frazer schien es dennoch ziemlich eilig zu haben, denn er ließ nur alle zwei Stunden eine Pause zu, die gerade ausreichte, den Deckel der Wasserflasche aufzuschrauben, einen Schluck zu nehmen und sich den Schweiß von der Stirn zu wischen.

Geredet wurde dabei nicht.

Der Lieutenant gönnte Mensch und Tier erst eine längere Pause, als sie den Indian River erreicht hatten, der keinen Tagesritt mehr von den Palisaden des Forts entfernt war, wo Colonel Hawkins das Zepter schwang.

Dort, am Ufer des Flusses, wurden die Pferde getränkt und Wasser nachgefüllt, während die Sonne allmählich am Horizont verschwand. Trotzdem hatte die Hitze, die das Land seit Tagesanbruch zum Glühen gebracht hatte, kaum nachgelassen.

Die Luft schien aus einem Backofen zu kommen und es roch nach Kautabak, Pferdescheiße und Männern, die sich seit Tagen nicht gewaschen hatten.

Crown verzog das Gesicht, ging ein Stück flussabwärts und ließ sich erst dann auf dem Boden nieder, als er den strengen Geruch, den die Patrouille verströmte, nicht mehr in der Nase hatte. Er war gerade dabei, sich eine seiner viel geliebten mexikanischen Zigarillos zwischen die Lippen zu stecken, als neben ihm Stiefeltritte im Sand knirschten.

Crown hob den Kopf und sah den Lieutenant auf sich zukommen.

Der Soldat blieb vor ihm stehen und stemmte die Hände in die Hüften.

»Darf ich fragen, was Sie hier machen? Warum haben Sie unser Camp verlassen?«

»Weil mir die Army stinkt«, erwiderte Crown. »Und das im wahrsten Sinn des Wortes.«

Dann zündete er den Zigarillo an, nahm einen tiefen Zug und stieß den Rauch genussvoll durch die Nase. Ein zufriedenes Lächeln umspielte seine Mundwinkel, während er beobachtete, wie sich der Rauch kräuselte und mit dem Abend-

wind gen Himmel stieg.

»So, so, trotzdem, so geht das nicht. Seit Mahani und seine Bande von abtrünnigen Comanchen hier die Gegend unsicher machen, ist es für einen Weißen viel zu gefährlich, sich allzu weit von einer Siedlung oder einem Lager zu entfernen, das gilt auch für Sie. Ich habe genug damit zu tun, die Patrouille unversehrt ins Fort zu bringen, und deshalb keine Zeit, auch noch Kindermädchen für einen Sternträger zu spielen.«

Crown verzichtete auf eine Antwort und rauchte stattdessen so lange weiter, bis er nur noch einen daumennagelgroßen, glimmenden Tabakrest zwischen den Fingern hielt, den er dann mit dem Absatz tief im weichen Sandboden des Flussufers vergrub.

Er hob erst den Kopf, als Frazer ungeduldig mit den Stiefeln im Ufersand scharrte.

»Kann ich Sie mal was fragen?«

»Was?«, erwiderte der Lieutenant mürrisch.

»Warum will der Colonel eigentlich unbedingt mich sprechen? Ich meine, schließlich ist doch bereits mein oberster Boss bei ihm zu Gast.«

»Das ist richtig, aber ich kann Ihnen im Moment nicht mehr darüber sagen, als dass ich Sie so schnell wie möglich ins Fort bringen soll.«

»Warum lügen Sie, Frazer?«

Der Lieutenant zuckte wie von der Tarantel gebissen zusammen und starrte ungläubig auf den Marshal. Ein Anflug von Zorn schlich sich in seine hellblauen Augen und ließ ihn die Stirn runzeln. Als er anfang zu schnauben, sprach Crown schnell weiter, bevor Frazer vor Wut platzen konnte.

»Sie wissen verdammt genau, was der Colonel von mir will.

Ein Mann mit Ihrer Erfahrung hetzt seine Männer nicht ohne Grund in diesem Höllentempo durch das Land, nur um einem Sternschlepper wie mir eine Einladung zum Kaffeekränzchen mit seinem Vorgesetzten zu überbringen. Also raus mit der Sprache, was zum Teufel ist so wichtig an der Sache, dass wir unsere Pferde zuschanden reiten müssen?«

»Das erfahren Sie noch früh genug, wenn wir im Fort sind.«

»Genau das glaub ich eben nicht.«

»Warum? Zweifeln Sie etwa an meinen Worten?«, brauste Frazer auf.

»Wie kommen Sie denn darauf?«, sagte Crown und grinste schmal.

»Ich will damit nur sagen, dass ich inzwischen keine Lust mehr auf die Einladung des Colonels verspüre, nachdem Sie ja sowieso nicht mit der Wahrheit herausrücken. Ich habe es mir deshalb anders überlegt. Ich reite wieder nach Austin zurück, sobald sich mein Pferd von dem Gewaltritt erholt hat.«

»Das werden Sie nicht!«, zischte Frazer.

»Das werde ich wohl«, erwiderte Crown eigensinnig. »Und daran wird mich auch niemand hindern, selbst Sie nicht.«

Crown zog seinen Colt und legte seine Rechte mitsamt der Waffe in den Schoß.

Frazer warf erst einen Blick auf den Sechsschüsser und dann einen zweiten in die Umgebung. Nachdem er feststellte, dass sie beide allein waren, verdunkelte sich sein sonnenverbranntes Gesicht noch um eine Nuance mehr.

»Was soll das, wollen Sie mir etwa drohen?« Seine Stimme klang seltsam gepresst.

»Ich doch nicht«, erwiderte Crown mit gespielter Empörung.

Er grinste, als er bemerkte, wie nervös Frazer auf seine Waf-

fenhand starrte.

»Es ist nur so, dass mir der Colt im Holster langsam einfach zu schwer wird. Geht es Ihnen an manchen Tagen nicht auch so?«

Der Lieutenant verzog seine Lippen.

»Hat Ihnen eigentlich schon mal jemand gesagt, was für ein Arschloch Sie sind?«

Der Marshal lachte.

»Ach kommen Sie, Lieutenant, Sie müssen mir ja auch nicht gleich alles erzählen, aber ein paar Hinweise wären schon angebracht, schließlich geht es hier auch um meinen Kopf.«

Frazer stand auf und blickte sich erneut suchend um, während er sich den Staub vom Hosenboden klopfte.

»Erinnern Sie sich noch an die Sache mit Sonnenadler und seinen Comanchen, damals am Canadian River?¹ Anscheinend sind ihre guten Beziehungen zu den Indianern erneut gefragt. Mehr kann ich dazu nicht sagen und offen gestanden will ich das auch nicht.«

Der Lieutenant redete dabei so leise, dass Jim Mühe hatte, ihn zu verstehen. Offensichtlich wollte Frazer nicht, dass jemand ihre Unterhaltung belauschte. Ein Umstand, der deutlich wurde, als sich ihnen einer der Soldaten näherte, um ihm zu melden, dass die Patrouille wieder reitfertig war.

Als ihn Frazer bemerkte, wechselte er sofort das Thema und hob die Stimme.

»Genug geredet, wir müssen weiter.«

Crown nickte und erhob sich ebenfalls.

Er ließ es sich zwar nicht anmerken, aber die Worte des Lieutenants hatten ihn doch etwas nachdenklich gemacht und

¹ Siehe Marshal Crown Band 5 Comanchen sterben einsam

so hüllte er sich den Rest des Weges bis auf ein paar Höflichkeitsfloskeln in Schweigen.

*

Sie ritten durch die Kühle der Nacht so lange weiter, bis im Osten das erste Licht des neuen Tages den Horizont erkennen ließ. Kurz darauf sahen sie im roten Schimmer der aufgehenden Sonne die dunklen Palisadenwände des Armeestützpunktes.

Während sie näher kamen, erkannte Crown, dass Fort Worth trotz seiner strategischen Bedeutung wie alle anderen Armeeposten in diesem Land auch nicht viel mehr war als ein hölzerner Kasten mit einem doppelflügeligen Tor, hohen Palisaden und vier Wachtürmen.

Kurz bevor sie das Tor erreichten, zügelten sie ihre Pferde und ließen sie im Schritt gehen.

Ein Galopp machte keinen Sinn. Sie hatten ihr Ziel erreicht und dabei die Tiere zur Genüge beansprucht.

Eine Hälfte des Tores war so weit geöffnet, dass sie ungehindert ins Fort hinein reiten konnten. Der Lieutenant führte sie zielsicher am Exerzierplatz vorbei auf ein lang gestrecktes Gebäude zu, über dessen Eingang ein Schild hing, das den Bau als Kommandantur auswies.

Im Fort selber wimmelte es nur so von Soldaten. Für einen Armeeposten von dieser Bedeutung eigentlich ein ganz normaler Anblick, trotzdem spürte Jim sofort, dass hier etwas nicht in Ordnung war.

Das Camp glich einem Ameisenhaufen.

Überall rannten schwer bewaffnete Uniformträger herum, beluden Fuhrwerke, schleppten Gewehrkisten oder sattelten

Pferde. Befehle wurden gebrüllt und das Stampfen genagelter Armeestiefel erfüllte das Fort bis in den hintersten Winkel. Vor den Stallungen hatte sich ein Trupp erschöpfter Soldaten versammelt, deren Gesichter und Uniformen genauso wie ihre Pferde mit einer dicken Schweiß- und Staubschicht bedeckt waren.

In Crowns Magengegend breitete sich ein seltsames Ziehen aus, als er beim Vorbereiten bemerkte, dass sich bei dem Trupp einige reiterlose Pferde mit Armeebrenzzeichen befanden, deren Flanken blutbefleckt waren.

Im Sattel eines der Pferde steckte noch ein Comanchenpfeil.

Ungeachtet dessen zügelte Frazer sein Pferd vor der Kommandantur, glitt aus dem Sattel und übergab die Zügel einem herbeigeeilten Corporal.

»Kümmern Sie sich darum, dass die Pferde anständig versorgt werden, wir haben einen ziemlich harten Ritt hinter uns.«

Der Corporal salutierte, drehte sich um und brüllte ein paar Befehle. Sekunden später erschienen drei blutjunge Rekruten, die sich augenblicklich der Tiere annahmen.

Frazer gab Jim ein Zeichen, und während die anderen Soldaten der Patrouille auf ihre Quartiere zusteuerten, betraten die beiden Männer beinahe gleichzeitig den hölzernen Vorbau zum Büro des Colonels.

Crown ließ dem Offizier den Vortritt und ging erst weiter, als der Lieutenant an die Eingangstür geklopft hatte und nach einer schneidig klingenden Aufforderung einzutreten selbige öffnete.

Draußen war es angenehm kühl.

Es roch es nach Kaffee, Waffenöl und abgestandenem Tabaksqualm.

Ein kurzer Rundblick zeigte Jim, dass die Einrichtung der Kommandantur in einem texanischen Fort offensichtlich überall die Gleiche war.

Die Wände bestanden aus kahlen Lehmziegeln, die man einfach mit weißer Farbe überstrichen hatte, und der Boden war in Ermanglung von Baumholz mit grob zusammengeschnittenen Kistenbrettern ausgelegt, die vor geraumer Zeit wahrscheinlich noch als Behältnisse für irgendwelche Gemüse- oder Obstkonserven gedient hatten.

Hinter einem zerschrammten Schreibtisch, der fast die Hälfte des Raumes einnahm, hing eine Landkarte von Texas an der Wand und daneben die Nationalflagge und das in Ölfarben gemalte Porträt des aktuellen Präsidenten der Vereinigten Staaten.

Wenn es nach Crown gegangen wäre, hätte es auch das Bild von einem Pferdehintern getan, da dieser seiner Meinung nach bedeutend schöner anzusehen war als das verbitterte Antlitz eines alkoholkranken Kettenrauchers, dem es nur durch seine militärischen Erfolge während des Bürgerkriegs vergönnt war, sich als achtzehnter Präsident in der ewigen Liste jener Männer einzutragen, die Amerika regiert hatten.

Ein ledergepolsterter Ohrensessel hinter und zwei unbequem aussehende, hölzerne Besucherstühle vor dem Schreibtisch vervollständigten zusammen mit einem riesigen Aktenschrank und einer bunt gewebten Indianerdecke an der Südwand das Mobiliar.

Es war niemand zu sehen und trotzdem stand der Lieutenant da, als hätte man ihm einen Stock in den Arsch geschoben, jedenfalls kam es Jim so vor.

Während sie warteten, verzog Frazer keine Miene. Crown hingegen reckte neugierig den Hals, nachdem er auf dem

Schreibtisch neben einigen Depeschen einen Brief ausmachte, dessen unteres Ende mehrere Stempel von höchsten Stellen in Washington zierten.

Bevor er das Schriftstück jedoch genauer in Augenschein nehmen konnte, öffnete sich neben dem Aktenschrank eine schmale Seitentür und ein weiterer Offizier betrat den Raum.

Ein kurzer Blick über die Schultern des Soldaten verriet Crown, dass dahinter die Privatgemächer Hawkins liegen mussten.

Die Einrichtung war jedenfalls wesentlich luxuriöser als die des Büros.

Der Colonel selber war ein großer, hagerer, fast knochig wirkender Mann mit grauen, kurz geschnittenen Haaren, grauem Bart und wasserhellen, grauen Augen.

Obwohl er die Jacke seiner blauen Uniform trotz der Hitze bis zum Hals zugeknöpft hatte, konnte Jim keine einzige Schweißperle auf seiner Stirn ausmachen.

Wie zum Teufel bringt er es fertig, bei diesen Temperaturen nicht zu schwitzen?, durchzuckte es ihn. Dann wurden seine Gedanken von Frazer unterbrochen.

Der Lieutenant schlug die Hacken zusammen, dass es nur so knallte, legte die Hand an die Stirn und machte Meldung.

»Sir, das hier ist Mister Crown. Ich habe ihn so schnell ...«

»Marshal«, unterbrach Jim den Lieutenant.

»Hä?«

Irritiert drehte Frazer den Kopf und musterte Jim mit einem dümmlichen Gesichtsausdruck.

»Marshal Crown, nicht Mister«, erklärte Jim. »Wenn in der Army schon so viel Wert auf Rang und Namen gelegt wird, möchte ich gerne ebenfalls mit meinem Titel angeredet werden.«

Für einen Moment sah es so aus, als würde Frazer am liebsten im Erdboden versinken, doch dann meldete sich der Colonel zu Wort.

»Danke Lieutenant, Sie können jetzt gehen. Aber halten Sie sich zu meiner Verfügung. Sobald ich mit Marshal Crown gesprochen habe, bekommen Sie neue Instruktionen.«

Jim bleckte die Zähne zu einem freudlosen Lächeln, als er hörte, wie der Colonel das Wort Marshal ungewöhnlich gedehnt aussprach.

Nachdem der Lieutenant den Raum verlassen hatte, kam Hawkins auf ihn zu. Dabei machte er ein Gesicht, als hätte er in eine Zitrone gebissen, und streckte ihm nur widerwillig seine Rechte entgegen.

Jim ergriff die dargebotene Hand trotzdem und schüttelte sie.

Zu seinem Erstaunen war der Händedruck des Colonels für einen Mann von seiner klapprigen Gestalt ungewöhnlich fest.

»Willkommen im Fort, ich hab schon viel von Ihnen gehört.«

»Ich hoffe nur Gutes.«

»Nicht nur«, erwiderte der Colonel knapp.

»Das war mir klar, die Leute in dieser Gegend reden viel, wenn der Tag lang ist. Manchmal zu viel. Aber das kümmert mich nicht, ich bin nun mal, wie ich bin. Darum wundert es mich auch, das die Army solche Sehnsucht nach mir hat.«

Hawkins Gesicht nach zu urteilen, biss der Colonel gerade in eine zweite Zitrone.

»Sehnsucht würde ich es nicht gerade nennen, es ist eher das Interesse an einer geschäftlichen Zusammenarbeit. Sie haben da etwas, was uns bei einem wichtigen Auftrag sehr helfen könnte.«

»Und das wäre?«

»Gute Kontakte zu den Comanchen. Ich weiß, das haben andere Leute auch, aber im Gegensatz zu Ihnen stehen diese Leute meistens auf der falschen Seite des Zaunes, wenn Sie wissen, was ich meine.«

»Natürlich, ich bin ja nicht dumm.«

»Ich weiß, ich habe mich schließlich über Sie erkundigt. Sie haben nicht nur einen messerscharfen Verstand, sondern kennen auch Land und Leute wie Ihre Hosentasche. Auch wenn ich mit Ihren Methoden nicht immer einverstanden bin, bedauere ich es trotzdem, dass ein Mann mit Ihren Fähigkeiten kein Armeeangehöriger ist. «

»Das wird auch nie passieren«, antwortete Jim. »Ich mag nämlich keine Uniformen und schon gar keine blauen!«

*

Zorn blitzte in Hawkins grauen Augen und seine Mundwinkel fielen herab.

Aber bevor er Jim antworten konnte, kam eine Stimme aus dem Raum hinter der Seitentür.

»Habe ich dir nicht erzählt, dass er gewöhnungsbedürftig ist? Er sagt immer, was er denkt, und er schert sich einen Teufel um irgendwelche Verordnungen oder Regeln. Aber genau das schätze ich an meinem besten Mann.«

Ein warmes Lächeln huschte über Crowns Gesicht, als er die Stimme des Mannes erkannt hatte, der gerade aus dem Türrahmen heraus in den Raum getreten war.

Gouverneur Coke war selbst im Office dieses Militärkommandanten eine imposante Erscheinung. Er war zwar einen Kopf kleiner als der Offizier, aber allein die Art, wie er auftrat,

flößte einem Respekt ein.

Hawkins sagte nichts, er machte nur ein betretenes Gesicht, als er Jim und den Gouverneur an seinen Schreibtisch bat, wo überraschenderweise Coke und nicht er das Wort übernahm.

»Ich nehme mal an, dass Sie immer noch nicht genau wissen, warum man Sie hergeben hat.«

»Das ist richtig«, entgegnete Jim, der es sich trotz aller Freundschaft und Respekt vor dem Gouverneur verkniff, ihm gegenüber etwas von seiner Unterhaltung mit dem Lieutenant zu erzählen.

Irgendwie hatte er das Gefühl, dass er es sich mit Frazer nicht verscherzen durfte.

»Deshalb hoffe ich, dass Sie mir vielleicht erzählen können, was man von mir will. Ich hasse es, dumm zu sterben.«

»Wer will das schon«, sagte Coke spröde.

Dann wurde er ernst.

»Was glauben Sie wohl, wie viele weiße Frauen und Kinder in dieser Gegend in den letzten, sagen wir einmal sechs, sieben Jahren von den Comanchen geraubt wurden?«

»Keine Ahnung«, entgegnete Jim, der nicht wusste, auf was der Gouverneur hinaus wollte.

»Fünf oder sechs?«

»Von wegen«, erwiderte Coke mit hartem Gesicht. »Es sind auf den Tag genau einundzwanzig!«

Jim konnte nicht verhindern, dass ihm angesichts dieser Zahl ein erstaunter Pfiff über die Lippen kam.

»Oha, das hätte ich nicht gedacht. Aber darf ich fragen, warum Sie mir das ausgerechnet hier und heute erzählen? Die Comanchen rauben schließlich seit Jahrzehnten weiße Frauen und Kinder.«

»Das stimmt, aber diesmal haben sie sich dazu die falsche

Familie ausgesucht.«

»Wie darf ich das verstehen?«

»Vor etwa sieben Jahren überfiel eine Kriegerbande der Comanchen die Ranch von John Sanders und raubte dessen Tochter Kathreen. Sanders und seine Frau wurden dabei getötet, nur sein Sohn überlebte.«

»Und?«

»Bill, der Sohn von John Sanders, hat die Suche nach seiner kleinen Schwester nie aufgegeben. Ich weiß, das haben andere auch nicht, deren Familienangehörige man entführt hat. Aber im Gegensatz zu denen ist Bill inzwischen in Washington eine große Nummer. Seit er als der kommende Mann der Republikaner gehandelt wird, ist sein Einfluss beinahe grenzenlos. Das spüren sogar wir hier in Texas und das, obwohl Washington von uns so weit entfernt ist wie der Mond.«

»Schön und gut, aber was geht mich das an?«

»Ganz einfach, Sanders hat eine vom Präsidenten unterschriebene Anweisung erwirkt, wonach die Army versuchen soll, möglichst alle Frauen und Kinder, die von den Indianern in den letzten Jahren westlich von Fort Worth geraubt wurden, wieder in die Obhut ihrer Angehörigen zurückzuführen. Sie wissen, wie die Comanchen beim Anblick einer Uniform reagieren, und Texas kann sich im Moment keinen neuen Indianerkrieg leisten. Es kommt für diese Mission also nur jemand infrage, dem die Indianer vertrauen, und da kenne ich keinen geeigneteren Mann als Sie. Der Colonel hat bereits ein Kommando abgestellt. Es wäre daher schön, wenn Sie schon morgen oder übermorgen aufbrechen könnten. Die Zeit drängt.«

Jim schluckte und ließ seinen Blick für einen Moment zwischen Hawkins und dem Gouverneur hin und her wandern.

Irgendwie kam er sich überrumpelt vor.

Schließlich hob er die Hände und streckte sie abwehrend von sich.

»Moment, Moment, so funktioniert das nicht, meine Herren. Niemand kann einfach in das Gebiet der Comanchen reiten und die Indianer auffordern, ihre weißen Gefangenen herauszugeben. Auch ich nicht und erst recht nicht eine Schwadron Soldaten. Zuerst müssen Verhandlungen geführt werden, und zwar solche, bei denen man den Comanchen auf Augenhöhe begegnet.«

»Keine Sorge, wir haben mit den Indianern bereits mehrere Gespräche geführt.«

»Ich weiß«, erwiderte der Marshal spöttisch, während er dem Colonel zunickte. »Ich habe das Ergebnis gesehen, als ich ins Fort geritten bin. Wie viele Leute haben sie verloren? Der Anzahl der reiterlosen Pferde nach müssen es mindestens fünf Männer gewesen sein.«

Zitrone Nummer drei. Diesmal verzog Hawkins sein Gesicht, als hätte er Zahnschmerzen.

»Das hat nichts mit unserer Mission zu tun«, behauptete er.

»Das war Mahani, dieser Scheißkerl, und seine Bande von Abtrünnigen. Mit ihm kann man nicht reden, ihn muss man erschießen, sonst wird es in diesem Land niemals Frieden geben. Unsere Ansprechpartner sind Ta-Peka von den Yamparikas und Blue Bird von den Penateka. Den Informationen nach, die uns bekannt sind, leben allein bei diesen beiden Stämmen noch fünfzehn oder sechzehn von den geraubten Weißen. »

Crown wiegte abschätzend den Kopf.

»Fünfzehn oder sechzehn sagen Sie? Oha, da muss Uncle Sam aber ganz schön tief in die Tasche greifen.«

»Wie meinen Sie das?«

»Sie glauben doch nicht etwa, dass die Comanchen ihre Gefangenen umsonst herausrücken?«, sagte Crown und lachte trocken.

Der Colonel winkte ärgerlich ab. »Für wie einfältig halten Sie mich denn? Natürlich habe ich diesen Punkt in meinen Planungen berücksichtigt. Ich habe bereits zwei Wagen mit bunten Tüchern, Glasperlen, Haarbürsten und Handspiegeln beladen lassen. Zusammen mit dem Saatgut, dem Mehl und dem Speck aus unseren Vorräten müsste es mit dem Teufel zugehen, wenn die Comanchen diesen Geschenken widerstehen.«

Crown verdrehte die Augen wie eine alte Jungfer, die kurz davor war, in Ohnmacht zu fallen.

»Oh mein Gott, Sie sind ja noch naiver, als ich dachte. Was wollen Sie denn mit diesem Plunder? Mit dem Mist können Sie vielleicht ein paar zahnlose Reservationsindianer hinter dem Ofen vorlocken, aber keine Comanchenkrieger. Was wir brauchen, sind warme Decken, Messer und Äxte, aber welche aus bestem Stahl und keine von diesen Dingern, die seit der Schlacht um den Alamo in irgendwelchen Magazinen vor sich hin rosten. Außerdem Zucker, Salz, Rinder und Gewehre.«

»Sind Sie verrückt geworden? Ich werde diese Wilden doch nicht mit Waffen versorgen, damit sie noch mehr rauben und morden können. Nein, das kommt nicht infrage.«

»Okay«, sagte Crown und zuckte die Achseln. »Dann hat sich das Ganze wohl erledigt. Ich denke, ich reite am besten wieder nach Austin zurück. Auf meinem Schreibtisch hat sich inzwischen garantiert schon wieder jede Menge Arbeit angesammelt.«

»Das kommt nicht infrage! Sie werden nirgendwo hin reiten, jedenfalls nicht, bevor Sie diesen Auftrag ausgeführt haben.«

Du mich auch, dachte Jim, drehte sich wortlos um und ging zur Tür.

In der Kommandantur war es jetzt so still, dass man eine Stecknadel hätte fallen hören.

Der Marshal ging unbeeindruckt weiter.

Seine Rechte hatte sich bereits um den Knauf der Eingangstür gelegt, als sich der Gouverneur räusperte.

»Okay Jim, einverstanden. Aber über die Gewehre müssen wir noch einmal reden.«

*

Es war bereits später Nachmittag, als ihm der Lieutenant das Quartier zeigte, das man ihm zugewiesen hatte. Ein schmaler Raum mit einem Feldbett, zwei Stühlen, einer Kommode, einem Tisch und einem Spind.

Crown verzog das Gesicht.

Er wusste aus Erfahrung, dass dies von der Ausstattung her einer Stube für junge Offiziere entsprach, er hätte es also auch wesentlich schlechter treffen können.

Trotzdem war es kein Vergleich zu seinem trauten Heim in Austin.

Jim sah sich bereits im Geiste am anderen Morgen kreuzlahm aus der durchgelegenen Lagerstatt kriechen, als er erstaunt bemerkte, wie Frazers Gesicht zusehends griesgrämiger wurde, je länger er neben ihm stand.

Seine Sympathien gegenüber dem Soldaten hielten sich zwar in Grenzen, aber schließlich obsiegte die Neugier.

»Was ist denn mit Ihnen los, Lieutenant? Sie machen ja ein Gesicht wie ein Schollenbrecher, dem es die Getreideernte verhagelt hat.«

Ein leiser Verdacht kam in ihm hoch. Crown kannte die Gepflogenheiten der Armee zur Genüge.

»Der Colonel hat mir doch nicht etwa Ihr Quartier als Schlafplatz zugewiesen?«, fragte er. Frazer brummte etwas in seinen nicht vorhandenen Bart und versuchte Crowns Blick auszuweichen. Als er bemerkte, dass er den Marshal mit dieser Art von Antwort nicht zufriedenstellen konnte, hob er den Kopf und fluchte leise.

»Verdammt, ich hätte es wissen müssen.«

Die Antwort irritierte Jim sichtlich.

»Was bitte hätten Sie wissen müssen?«

»Dass der Alte einknickt und auf Ihre Forderungen eingeht. Alle im Fort haben darauf gewettet, dass er es nicht tut. Colonel Hawkins ist schließlich bekannt dafür, dass er sein ganzes Leben den Armeevorschriften unterordnet. Ich glaube, wenn es eine Dienstanweisung geben würde, wie und wann man sich zu waschen hat oder zu kacken, Hawkins wäre der Erste, der sie befolgt. Jeder von uns war felsenfest davon überzeugt, dass Ihnen der Alte eher einen Tritt in den Hintern verpasst, als Ihre Forderungen nach einer Waffenlieferung an die Indianer zu akzeptieren. Aber ich hätte es besser wissen müssen, schließlich kenne ich Ihren Ruf. Verdamnte Scheiße, wenn ich auf Sie gesetzt hätte, wäre ich jetzt ein reicher Mann. Im Topf lag mehr, als unsereins im Monat an Sold bekommt.«

Crown senkte den Kopf und schien einen Moment zu überlegen.

Eigentlich, so gestand er sich im Stillen ein, war der Lieutenant gar kein so übler Kerl, sondern genau genommen das

gleiche arme Schwein wie er. Sie mussten beide springen, wenn es ihr Vorgesetzter wollte, egal zu was für einer Zeit. Der einzige Unterschied zwischen ihnen war nur, dass er jederzeit kündigen konnte, während der Lieutenant auf Gedeih und Verderb seine Zeit bei der Army bis zum bitteren Ende absitzen musste.

Ein schwacher Trost.

Crown nahm den Kopf hoch und nickte dem Soldaten aufmunternd zu.

»Sie haben recht, das ist wirklich Scheiße. Das tut mir jetzt ehrlich leid, aber wenn es Sie tröstet, dann verspreche ich Ihnen, dass wir einen trinken gehen, wenn die ganze Sache hier vorbei ist. Die Rechnung zahle dann ich.«

»Ehrlich?«

»Natürlich, ich habe mein Wort bis jetzt immer gehalten. Wenn Sie mir nicht glauben, fragen Sie doch den Gouverneur oder die Leute in Austin.«

Frazers Augen begannen für einen Moment zu glänzen.

»Das wäre ein verdammt feiner Zug von Ihnen. Wissen Sie was, Marshal? Wenn ich es mir so recht überlege, eigentlich sind Sie gar kein so großes Arschloch, wie ich immer gedacht habe.«

Jim grinste.

»Komisch, so etwas Ähnliches kam mir gerade auch in den Sinn. Ohne Ihre beschissene Uniform sind Sie tatsächlich ein ziemlich angenehmer Zeitgenosse.«

Dann streckte er Frazer seine Rechte entgegen.

»Ich heiße übrigens Jim.«

»Mike«, sagte der Offizier und erwiderte den Handschlag.

»Alles klar, Mike«, sagte Crown und lachte.

»Ich denke, darauf sollten wir jetzt schon einen trinken. Wie

sieht's aus, taugt der Schnaps in eurer Kantine etwas?»

»Eigentlich schon«, sagte der Lieutenant und erwiderte Jims Grinsen. »Jedenfalls ist noch keiner daran gestorben.«

Der Marshal nahm den Hut vom Kopf und versetzte dem Soldaten einen freundschaftlichen Klaps mit der Krempe.

»Worauf warten wir dann noch?«

Eine halbe Stunde später war Crown von der Richtigkeit von Frazers Worten überzeugt. Der Selbstgebrannte aus der Armeekantine konnte zwar keinem Vergleich mit dem Schnaps standhalten, der in der Hauptstadt ausgeschenkt wurde, aber er war okay. Er brannte einem weder ein Loch in den Magen, noch löste sich der Tisch auf, wenn man versehentlich etwas davon verschüttete.

»Dieser Sanders muss wirklich eine große Nummer sein«, sagte Jim gerade, als der Kantinenwirt an ihren Tisch kam und zum zweiten Mal die Gläser nachfüllte. »Ich kann mich nicht entsinnen, den Gouverneur in letzter Zeit einmal so dienstefrig gesehen zu haben.«

»Das hat nichts mit Sanders zu tun«, behauptete Frazer. »Coke legt sich nur so ins Zeug, um dem Colonel einen Gefallen zu erweisen. Er und Hawkins kennen sich schon seit ihrer Kindheit, ihre Väter waren Nachbarn. Ein Umstand, den der Colonel, dieser krumme Hund, leidlich ausnutzt.«

Crown wurde augenblicklich hellhörig.

»Wieso, was hat der denn davon?«

»Einen Posten im Weißen Haus.«

»Das Weiße Haus?«, erwiderte Jim ungläubig.

Frazer nickte.

»Hawkins ist Colonel, seit ich denken kann, und er wird auch nie mehr als ein Colonel sein. Er kennt nur seine Dienstweisungen und sonst nichts. Hawkins hat sich in all den

Jahren militärisch nicht weiterentwickelt, was ihn letztendlich auf der Karriereleiter als Colonel enden ließ. Jetzt aber bietet sich ihm die Chance seines Lebens. Diesen Winter werden in Washington mehrere Generäle ihren Abschied einreichen und in den Ruhestand gehen. Wenn es Hawkins bis dahin tatsächlich gelingt, den Comanchen die weißen Gefangenen abzuluchsen und gleichzeitig Mahani hinter Gitter zu bringen und so einen Indianerkrieg zu vermeiden, ist er der große Held und ihm stehen alle Türen offen. Für dieses Ziel riskiert er sogar, es sich mit seinem Freund Coke zu verscherzen. Ich weiß nicht, warum und wieso, aber es hat den Anschein, als würde der grauhaarige Bastard auf seine alten Tage noch einmal gierig werden.«

Crown starrte nachdenklich in sein halb volles Glas.

»Allmählich wird mir klar, warum ich die Armee nicht leiden kann.«

*

Crown beendete ihren kleinen Umtrunk, nachdem der Wirt die Gläser zum dritten Mal gefüllt hatte. Er bemerkte in Frazers Augen zwar einen leichten Anflug von Enttäuschung, aber Jim wusste aus Erfahrung, wie solche Männerabende endeten.

Eine Stunde, nachdem die Sonne untergegangen war, verließ er gemeinsam mit dem Lieutenant die Kantine.

Während der Offizier nach rechts abbog, musste Crown in die entgegengesetzte Richtung gehen, um zu seiner Unterkunft zu kommen.

Obwohl es schon spät war, hatte er keine Eile.

Die Nacht war lau und die Luft im Gegensatz zu der in sei-

ner stickigen Kammer klar und rein. Spontan beschloss der Marshal, vor dem Schlafen gehen noch einen kleinen Spaziergang zu machen.

Warum nicht, dachte er, ich kann morgen ja ausschlafen.

Der Gedanke, dass sie einen ganzen Tag vertändelten, weil sie der Dienstweg dazu zwang, löste bei ihm zwar Kopfschütteln aus, aber er wusste, dass es nicht zu ändern war.

Er kannte die Schwerfälligkeit der Armeeverwaltung schließlich zur Genüge.

Also schob er seine Hände in die Hosentaschen, nahm den Kopf zwischen die Schultern und schlenderte leise pfeifend durch das nächtliche Fort.

Aus der Kantine waren Männerlachen und das Klirren von Gläsern zu hören und aus den Unterkünften gedämpfte Stimmen. Pferde wieherten, ein Fuhrwerk rollte rumpelnd zum Haupttor und von oben, von den Palisadengängen tönt die scharfen Befehle einer Wachablösung durch die Dunkelheit.

Es waren die gleichen Geräusche, die immer um diese Zeit zu hören waren, wenn sich langsam die Nacht über Fort Worth legte.

Aber an diesem Abend war etwas anders.

Der Marshal bog gerade auf den schmalen, sorgsam geharkten Weg ein, der auf sein Quartier zuführte, als er hinter sich schnelle Schritte hörte.

Er trat auf die Seite, blieb stehen und drehte sich um.

Aber da war niemand, nur zwei Schatten, die im Dunkel einer Seitengasse untertauchten, kaum, dass er den Kopf erhoben hatte.

Crowns gute Laune war im gleichen Moment wie weggeblasen, stattdessen machte sich eine dumpfe Ahnung von Gefahr in ihm breit.

Irgendwas war hier faul.

Diese Schatten, die plötzlich auf seiner Fährte waren, passten überhaupt nicht in das Bild eines friedlichen Abends.

Jim ging weiter.

Während er seine Schritte beschleunigte, nahm er die Sicherungsschleife vom Abzugshahn, lockerte den Colt im Halfter und legte seine Rechte auf den Griff der Waffe.

Keine zehn Schritte später waren die Schatten wieder da, blitzschnell und beinahe lautlos.

In einem Moment hörte Jim noch das Knirschen ihrer Stiefelsohlen im Sand, im nächsten sah er sie aus den Augenwinkeln heraus auch schon auf ihn zukommen.

Messerklingen blitzen im Mondlicht auf.

Crown wirbelte herum und schlug mit dem langen, sechskantigen Lauf seines Armycolts nach den Schatten. Er hörte einen dumpfen Aufschrei, sah eine Gestalt taumelnd zu Boden gehen und eine andere in der Dunkelheit entschwinden.

Er kniff die Augen zu schmalen Schlitzern zusammen und versuchte den Fliehenden zu erkennen, aber seine Blicke vermochten die Nacht nicht zu durchdringen.

Er wandte sich deshalb dem anderen Angreifer zu, der vor ihm am Boden lag.

Der Mann lag auf dem Rücken.

Er hatte beide Hände gegen die Schläfen gepresst und stöhnte schwer. Der sechskantige Revolverlauf hatte ihn hart getroffen, aber das registrierte der Marshal nur nebenbei. Was ihn nachdenklich machte, war der Umstand, dass es sich bei dem Mann, den er niedergeschlagen hatte, um einen Indianerscout der Army handelte.

Er ging in die Knie und hockte sich direkt vor dem Kopf des Indianers auf die Stiefelabsätze.

»Was sollte das werden, warum habt ihr mich überfallen?«
Statt einer Antwort begann der Scout wütend zu knurren.

»Wer war der andere?«

Obwohl es ihm große Schmerzen bereitete, versuchte der Indianer den Kopf zu heben und Crown anzuspucken. Es blieb allerdings bei dem Versuch. Er war so schwach, dass Jim seinen Kopf mühelos zur Seite drücken konnte.

»Warum deckst du deinen Partner? Er ist nicht hiergeblieben, um dir zu helfen, sondern hat sich feige in der Dunkelheit davongemacht. Darüber würde ich einmal nachdenken, bevor du das nächste Mal versuchst, mich anzuspucken.«

In die Augen des Scouts trat ein wütendes Funkeln.

»Mahani wird dich dafür töten!«

Crown hatte dafür nur ein mitleidiges Kopfschütteln übrig. Das Geschehen war im Fort unterdessen nicht unbemerkt geblieben.

Der Marshal hörte zuerst Stiefeltritte hinter sich und dann eine Stimme, die er nur allzu gut kannte. Er seufzte und richtete sich auf, als Mike Frazer keuchend in seinem Rücken auftauchte.

Irgendwie hatte er das Gefühl, dass ihnen allen noch eine lange Nacht bevorstand.

Eine sehr lange Nacht ...

*

Der Reiter verließ den Überland-Trail, als die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hatte.

Zielsicher lenkte er seinen struppigen Pinto auf die Berge im Westen zu und erreichte etwa eine Stunde später die ersten Ausläufer der schroffen Felslandschaft.

Comanchen Charly war ein untersetzter, stämmig wirkender Mann mit einem gutmütig, etwas dümmlich wirkenden Mondgesicht und schräg stehenden Wangenknochen. Die indianische Großmutter in der Ahnenreihe des Armeescouts war unübersehbar.

Doch trotz seiner Abstammung wurde er immer nervöser, je näher er seinem Ziel im Comanchenland kam. Er begann zu schwitzen, immer mehr, je tiefer er in das kleine Tal ritt, das inmitten der Ausläufer der Berge lag. Immer wieder wischte er sich den Schweiß von der Stirn, während seine Blicke hektisch über das umliegende Land glitten.

Wenn er auch nicht das war, was man gemeinhin als *Große Leuchte* bezeichnete, kam Charly langsam zu dem Entschluss, dass es nicht richtig war, was er tat. Als er Hufschlag hörte, wusste er, dass es jetzt zu spät war, es sich noch einmal anders zu überlegen.

Er zuckte zusammen, legte die Rechte instinktiv auf den Griff seines Revolvers und beugte sich abwartend im Sattel nach vorne.

Kurze Zeit später tauchten am nördlichen Rand des kleinen Tales mehrere Reiter auf.

Stämmige, bronzehäutige Gestalten mit schulterlangen, dunklen Haaren und breiten Schultern.

Comanchen!

Die fünf Indianer ritten hintereinander in den Talkessel und zügelten ihre Pferde erst, als sie bis auf wenige Yards herangekommen waren.

Comanchen Charly hob die Hand und lächelte dem Anführer der Reiter entgegen.

»Ich grüße dich, Mahani.«

Der Krieger nickte nur. In seinem Gesicht zuckte kein Mus-

kel, als er dem Halbblut antwortete.

»Hast du erfahren, was ich wissen wollte?«

»Natürlich«, sagte der Armeescout schnell.

»Es ist genau so, wie du es gesagt hast. Die Blaubauchsoldaten sind seit heute Morgen zu den Dörfern der Yamparikas und Penatekas unterwegs. Sie haben zwei Wagen mit Geschenken dabei.«

»Was für Geschenke?«

»Messer, gute Messer, Äxte, Decken, Salz und Zucker.«

»Gewehre?«

»Auch Gewehre, ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie sie welche aufgeladen haben.«

Mahani nickte zufrieden.

»Gut, und was für einen Weg nehmen sie, den durch die Berge oder den am Fluss entlang?«

»Natürlich am Fluss entlang, mit ihren schwer beladenen Wagen kommen sie kaum über die Berge, sie werden ...«

Charly verstummte abrupt, als er das seltsame Funkeln in den Augen der anderen bemerkte.

Irgendetwas stimmte nicht.

Er fühlte es.

Er kannte das Wesen der Comanchen zur Genüge.

Die Männer führten irgendetwas im Schilde.

Seine Blicke glitten hektisch über die Gesichter der vier Indianer.

»Was ist mit diesem Crown?«, fragte Mahani, bevor er weiterreden konnte.

»Habt ihr getan, was ich euch aufgetragen hatte?«

Der Armeescout bekam plötzlich Schnappatmung.

Sein Herz begann zu rasen und der Schweiß brach ihm aus allen Poren. Es dauerte einen Moment, bis er dem Krieger ant-

worten konnte. Seine Stimme klang dabei seltsam brüchig.

»Dieser weiße Teufel ist mit den Göttern im Bund. Der große Geist muss seine Hand schützend über ihn gehalten haben, als wir ihn überfallen wollten. Ich kenne keinen Weißen, der einen Comanchen bemerkt, wenn es dieser nicht will. Er hat Peta und mich ...«

»Es ist gut«, unterbrach ihn Mahani erneut. Aber diesmal hatten seine Worte etwas Endgültiges an sich. »Ich habe jetzt erfahren, was ich wissen muss.«

Der Indianer hob seinen Arm und gab den wartenden Kriegern ein Zeichen. Die Comanchen trieben ihre Pferde an und rissen ihre Schädelbrecher aus den Gürteln. Comanchen Charly wirbelte im Sattel herum und zog seinen Revolver.

Als der vorderste der Indianer seinen Arm ausstreckte und ihm in die Zügel fiel, hob er die Waffe und schoss dem Krieger aus nächster Nähe in den Kopf. Das großkalibrige Projektil zerriss die ebenmäßigen Züge des Indianers und trat am Hinterkopf wieder aus.

Aber das bemerkte Comanchen Charly bereits nicht mehr.

Die Kugel hatte kaum den Lauf des Revolvers verlassen, als ein Tomahawk durch die Luft wirbelte und mit einem hässlichen Klatschen in seinem Brustkorb stecken blieb.

*

Sie waren seit drei Tagen unterwegs, doch irgendwann war auch für Crown das Maß voll.

Zweiundsiebzig endlos scheinende Stunden in flirrender Hitze und das in einer Luft, die voller Staub war. Ein Staub, der allgegenwärtig war, sie wie ein feiner Schleier umgab und bis in die letzten Poren ihrer Haut eindrang.

Jim zog sein Pferd zur Seite, ritt den nächstbesten Hügel hinauf und zügelte den Morgan auf der sandigen Anhöhe. Oben angekommen atmete er erst einmal tief durch, hustete trocken, beugte sich im Sattel vor und spuckte das, was sich in seinem Rachen angesammelt hatte, angewidert zu Boden. Nachdenklich starrte er nach unten auf den Trail, wo sich die beiden Armeewagen mitsamt der Eskorte rumpelnd einen Weg durch die sonnenverbrannte Landschaft bahnten.

Obwohl der Lieutenant, um in das Dorf des Comanchenhäuptlings Ta-Pekas zu kommen, die Route entlang am Indian River ausgewählt hatte, war die Reise keineswegs einfacher als der kürzere Weg durch die Berge.

Im Gegenteil, die Sonne brannte hier genauso, und während die Felsen wenigstens etwas Schatten spendeten, waren sie hier am Fluss den sengenden Strahlen beinahe ungeschützt ausgeliefert. Der Indian River entpuppte sich als ein vertrockneter Fluss, in dessen Bett hin und wieder eine Pfütze darauf hinwies, das hier einmal Wasser geflossen war.

Was ihnen aber noch mehr zusetzte, war der allgegenwärtige Staub.

Während der Marshal in Gedanken zum wiederholten Mal seinen Entschluss verfluchte, diesen Auftrag angenommen zu haben, bemerkte er aus den Augenwinkeln heraus, wie Lieutenant Frazer neben dem vordersten Wagen unvermittelt sein Pferd zur Seite nahm und nach einem kurzen Blick zu ihm hoch auf die Hügelkuppe ritt.

Oben angekommen zügelte er den Armeehengst neben seinem Morgan und starrte ihn fragend an.

»Was ist los? Gefällt dir unsere Gesellschaft etwa nicht mehr, oder warum bist du hier herauf geritten?«

Jim machte eine abwertende Handbewegung.

»Ich weiß nicht, wie es dir geht, aber ich habe in den letzten drei Tagen, seit wir mit den Wagen unterwegs sind, so viel Sand und Staub geschluckt, dass ich damit ein eigenes County gründen könnte. Nein, ich habe nichts gegen eure Gesellschaft, aber ich wollte einfach mal durchatmen, ohne gleich wieder ein Pfund Staub zu schlucken.«

Frazer nickte, nahm den Kopf zur Seite und hustete in der gleichen Art wie der Marshal vor wenigen Minuten.

»Du hast recht, dieser verdammte Staub scheint tatsächlich überall zu sein. Aber uns bleibt nichts anderes übrig. In den Bergen gibt es zwar Schatten, doch mit den Wagen kommen wir da nicht voran. Also müssen wir hier entlang, so ungern ich diese Tatsache auch akzeptiere. Aber was soll ich mich beklagen, eigentlich bin ich ja selber schuld, ich hätte nur auf meine Oma hören müssen.«

»Was hat denn deine Oma damit zu tun?«

Frazer lächelte schmal.

»Als sie noch lebte, hat sie immer wieder zu mir gesagt: ›Junge, geh nach Washington, studiere und lach dir eine Senatorentochter an. Dann hast du ausgesorgt und musst dein ganzes Leben lang keinen Finger mehr krumm machen.««

»Kluge Frau. Und, hast du? Ich meine, eine Senatorentochter beglückt?«

»Nein, mir liegt es einfach nicht, Süßholz zu raspeln. Als ich Laura, der Tochter von Senator Wilkins, sagte, dass sie zwar hübsch sei, aber so intelligent wie fünf Yard Feldweg, war es in Washington mit meiner Karriere als Frauenversther schnell vorbei. Also ging ich zur Army und machte mein Offizierspatent. Wenn ich allerdings gewusst hätte, dass ich später einmal in Fort Worth landen würde, hätte ich mir das mit Laura vielleicht noch einmal überlegt. Aber nun ist es zu spät,

jetzt werde ich wohl wie Hawkins als Offizier in einem Grenzfort enden, es sei denn, nach dieser Sache fällt auch etwas von seinem Ruhm für mich ab.«

Crown verzog das Gesicht.

»Da muss ich dich leider enttäuschen. Ich habe nämlich die Befürchtung, dass du schon wieder auf das falsche Pferd gesetzt hast.«

»Was soll das heißen?«

»Die Rückführung der geraubten Kinder wird alles andere als eine Ruhmestat werden. Das hätte man schon viel früher in die Wege leiten müssen und nicht erst nach all den Jahren. So wird es eine Tragödie, an der die meisten Familien zerbrechen werden. Glaube mir, wenn das hier alles vorbei ist, wird sich so mancher wünschen, es wäre nie geschehen.«

»Jetzt mach mal halb lang. Also ich finde es eine gute Sache, das man versucht, diese Kinder zurück nach Hause zu bringen. Es sind schließlich Weiße.«

»Irrtum!« Jim schüttelte den Kopf. »Ich war schon oft in den Dörfern der Comanchen und habe viele von diesen Gefangenen gesehen. Die Frauen unter ihnen würden sich lieber verteilen lassen, als freiwillig zurückzukommen. Was für ein Leben hätten sie denn auch zu erwarten? Die meisten von ihnen haben inzwischen ein Kind von einem Comanchen. Man würde mit Fingern auf sie zeigen und sie für etwas verurteilen, wofür sie gar nichts können. Die Knaben sind nicht besser dran. Wer kein Comanche werden wollte, musste arbeiten wie ein Hund, leben wie ein Hund und fressen, was für einen Hund übrig blieb. Die meisten von denen wurden entweder wahnsinnig oder starben noch im ersten Jahr ihrer Gefangenschaft. Die, die überlebten, sind inzwischen sogar schlimmer als die Indianer selber und ich kann es ihnen nicht einmal ver-

übeln. Das, was wir da aus den Klauen der Comanchen befreien sollen, sind keine gottesfürchtigen Kinderlein mehr, die in die Sonntagsschule gehen, sondern wilde Indianer, die jeden Tag ums nackte Überleben kämpfen mussten. Was glaubst du wohl, was passieren wird, wenn diese Kinder zurück in die Häuser ihrer bibelfesten Eltern kommen? Sie sind weder Weiße noch Rote, sondern verdammt, verflucht und vogelfrei.«

»Du übertreibst«

»Oh nein, die Wirklichkeit ist noch viel grausamer, aber das habe ich bereits dem Gouverneur und Colonel Hawkins gesagt.«

»Und warum hast du diesen Auftrag dann trotzdem angenommen?«

Jim lachte gequält.

»Ich bin inzwischen weit über vierzig. Für einen Mann in meinem Alter, der außer Reiten und Schießen nicht viel mehr gelernt hat, sind Jobs wie der meine, bei denen eine lebenslange Pension winkt, verdammt rar gesät. Ich kann also entweder mit den Wölfen heulen oder verhungern. Ich schätze mal, dass es dir nicht besser ergeht.«

Frazer nickte.

»Zur Hölle mit allen Politikern und Offizieren.«

»Du hast recht, aber die Welt ändert sich trotzdem nicht. Also los, lass uns wieder nach unten reiten, nicht, dass sich die Männer in dieser Sandwüste noch verirren.«

Der Lieutenant nickte, schnalzte mit der Zunge und lenkte sein Pferd wieder nach unten zu dem kleinen Wagenzug. Crown folgte ihm wenige Augenblicke später.

Danach ritten beide eine Zeit lang schweigend nebeneinander. Jeder von ihnen hing dabei seinen Gedanken nach, bis

Crown unvermittelt den Kopf hob, sein Pferd zügelte und sich im Sattel umdrehte.

Schräg hinter ihnen, auf einer Hügelkette im Osten, war plötzlich eine Staubwolke zu sehen, die rasend schnell auf sie zukam. Sekunden später schälte sich ein Reiter aus dem Dunst.

»Das ist Little Hawk, unser Scout!«, rief ihm der Lieutenant zu, als er das Pferd des Mannes erkannt hatte.

»Ist der Kerl denn verrückt geworden, sein Pferd bei dieser Hitze so anzutreiben?«

Marshal Crown schob sich den Hut aus der Stirn, beschattete die Augen mit seiner Linken und starrte zu den Hügeln hinüber. Dort ritt der Indianerscout gerade in halsbrecherischem Tempo eine Hügelflanke herunter. Sein sehniger Mustang rutschte dabei mehr nach unten, als dass er galoppierte, und wirbelte dabei Unmengen von Staubwolken auf, die weithin sichtbar waren. Trotzdem sah Crown noch etwas anderes, nämlich weitere zwei Dutzend Reiter, die sich auf dem schmalen Hügelrücken nach und nach mit ihren Pferden in einer lang gezogenen Linie aufstellten.

»Little Hawk ist nicht verrückt, er hängt nur an seinem Leben.«

»Was meinst du damit?«

»Sieh einfach nach oben.«

Der Lieutenant schien noch eine Frage auf den Lippen zu haben, schluckte aber, als er Crowns verkniffenes Gesicht sah, und blickte erst dann zu der Hügelkuppe hinauf.

Dort hielt einer der Reiter jetzt einen Speer in der Hand, mit dessen Spitze er immer wieder gen Himmel stieß.

Das gellende Angriffsgeschrei des Comanchen war Frazer auf all seine Fragen Antwort genug.

»Tötet die Blaubäuche, tötet sie!«

*

Die Indianer kamen breit gefächert die Hügelflanke herunter. Frazer reagierte sofort.

Der Lieutenant riss den Hut vom Kopf und schlug ihn seinem Pferd auf die Hinterhand.

»Vorwärts«, brüllte er, während sich sein Hengst unter ihm streckte.

»Los, macht den Pferden Beine, oder die roten Hunde hängen sich unsere Skalpe, noch bevor es dunkel wird, an den Gürtel.«

Die Soldaten reagierten instinktiv.

Corporal Smith, der Kutscher des ersten Armeewagens, stemmte sich mit den Absätzen seiner Armeestiefel gegen das Fußbrett des Wagenbocks und hieb wie ein Verrückter mit der Peitsche auf die vier Gespannpferde ein. Private Cooper, der sich mit dem anderen Wagen keine zehn Yards hinter ihm befand, machte es ihm augenblicklich nach.

Sein Gesicht war dabei vor Entsetzen verzerrt.

Die Planwagen schossen wie von einem Katapult abgefeuert nach vorne.

Im gleichen Moment waren hinter ihnen das Kriegsgeschrei der Indianer und das Krachen ihrer Gewehre zu hören. Zusammen mit dem grellen Wiehern der Zugpferde, dem Knallen der Peitschen und dem Rattern der Wagenräder entstand ein solch infernalischer Lärm, dass man Indianer und Soldaten meilenweit hören konnte.

Der Marshal ließ seinen Morgan zurückfallen, bis die Soldaten samt den Wagen an ihm vorbei waren, und blickte sich

nach Little Hawk um. Als er sah, wie sich die Umrisse des Indianerscouts aus dem aufwirbelnden Staub schälten, stieß er seinem Pferd die Stiefelabsätze in die Weichen und galoppierte an seine Seite.

Little Hawk nickte ihm dankbar zu und deutete über die Schulter nach hinten. Dann riss er seine Sharps hoch, drehte sich im Sattel um und feuerte auf die Indianer, die allmählich immer näher kamen.

Eigentlich ein sinnloses Unterfangen, Jim wusste genau, dass ein gezielter Schuss vom Rücken eines galoppierenden Pferdes so gut wie unmöglich war. Er wusste aber auch, dass der Scout bis zum letzten Blutstropfen kämpfen würde. Für die marodierenden Indianer war er ein Verräter, der für die Armee kämpfte. Wenn er ihnen in die Hände fiel, würden sie ihn unter der Folter tausend Tode sterben lassen.

Crown riss sein Gewehr hoch, drehte sich um und jagte ebenfalls mehrere Kugeln in den Pulk der heranjagenden Indianer.

Er hatte dabei mehr Schussglück als der Scout.

Seine erste Kugel traf das Pferd eines der Verfolger, die inzwischen bis auf Steinwurfweite herangekommen waren. Das Pony des Reiters knickte mit den Vorderbeinen ein, überschlug sich und war im nächsten Moment wieder im Staub verschwunden, der sich inzwischen wie eine Dunstglocke über die dahinjagenden Reiter gelegt hatte.

Die zweite Kugel ließ einen anderen Indianer in hohem Bogen aus dem Sattel fliegen und die dritte klatschte gegen einen Felsen, um als Querschläger mit einem schrillen Jaulen im Nirgendwo zu entschwinden, ohne Schaden anzurichten.

Little Hawk nickte anerkennend und deutete mit der Linken nach vorne auf die Hügelgruppe, der sie sich in rasendem

Tempo näherten.

»Wir müssen versuchen, zwischen den Felsen in Deckung zu gehen, sonst überrennen sie uns.«

Crown nickte und rief den vorausreitenden Soldaten etwas zu.

Trotz des ohrenbetäubenden Krachs schien ihn Frazer verstanden zu haben.

Der Lieutenant dirigierte die Patrouille nach rechts und jagte als Erster auf die Felsengruppe zu. Hinter ihm donnerten die schwer beladenen Wagen die Hügel hinauf. Ein wilder Fluch kam über Crowns Lippen, als er sah, wie der Soldat, der neben Frazer ritt, unvermittelt im Sattel seines Pferdes zusammenzuckte und mit beiden Händen einen Pfeilschaft umklammerte, der plötzlich aus seiner Brust ragte.

Der Marshal hörte noch einen gellenden Schrei, dann waren Pferd und Reiter auch schon aus seinem Blickfeld verschwunden.

Dafür tauchte eine schattenhafte Gestalt aus dem aufwirbelnden Staub vor ihm auf. Crown riss sein Gewehr hoch und feuerte auf das bemalte Gesicht des Comanchen, der mit erhobenem Tomahawk direkt auf ihn zugeritten kam. Der Indianer flog in hohem Bogen aus dem Sattel. Doch schon tauchten neue Schatten aus dem dichten Staub auf.

Jim schoss, so schnell er konnte.

Seine letzten Kugeln mähten zwei weitere Indianer von ihren Pferden, dann schlug der Abzugshahn klickend ins Leere. Mit einem wilden Fluch rammte er das nutzlos gewordene Gewehr in den Sattelscabard und zerrte seinen Colt aus dem Holster.

Im gleichen Augenblick wurde neben ihm ein Soldat von einer federgeschmückten Lanze aus dem Sattel gerissen. Be-

vor Jim reagieren konnte, flog von irgendwoher eine Kriegskeule auf ihn zu. Die primitive Waffe streifte seine Schläfe und riss ihm den Hut vom Kopf. Obwohl ihn die Steinspitze des Schädelbrechers nicht richtig traf und sein dicker Filzhut einiges von der Wucht des Aufpralls nahm, wurde ihm dennoch für Sekunden schwarz vor Augen.

Er wankte im Sattel, während das Triumphgeheul der Indianer in seinen Ohren dröhnte.

Das ist das Ende, dachte Jim einen Moment lang, doch dann hörte er plötzlich ein weiteres Geräusch. Ein schriller, ohrenbetäubender Laut, der alles Brüllen, Fluchen und Schießen um ihn herum überdeckte.

»Jijijijijji!«

Crown zügelte den Morgan, richtete sich im Sattel auf und blickte sich fragend um. Zu seinem Erstaunen stellte er fest, dass die angreifenden Indianer plötzlich verschwunden waren.

Ungläubig wandte er sich Little Hawk zu, der jetzt neben ihn gekommen war und seine Waffe sinken ließ. Seinem Gesichtsausdruck nach zu urteilen wirkte er sichtlich erleichtert.

»Was zum Teufel passiert denn jetzt?«

Der Indianerscout grinste schmal.

»Wir sind gerettet. Was du da hörst, sind Ta-Pekas Comanchen. Sie kommen, um uns zu helfen.«

»Wie jetzt?«, fragte Jim verwundert. »Sie kämpfen gegen ihre eigenen Stammesbrüder, um weißen Soldaten zu helfen?«

Der Armeescout schüttelte den Kopf.

»Es war Mahani, der uns mit seinen Männern angegriffen hat. Sie sind schon längst keine Comanchen mehr, sondern Ausgestoßene und Renegaten.«

»Trotzdem, es sind Indianer und wir Weiße.«

»Ta-Peka ist ein schlauer Fuchs. Der alte Häuptling weiß genau, dass er unsere Geschenke braucht. Ohne sie würde sein Ansehen bei den Yamparikas schwinden und Mahani hätte leichtes Spiel, um sich zum neuen Anführer aufzuschwingen. Die jungen Krieger würden ihm nur zu bereitwillig folgen.«

Ein lauter Fluch ließ Crown zusammenzucken.

Als er den Kopf drehte, sah er den Lieutenant mit bleichem Gesicht am Speichenrad des ersten Planwagens lehnen.

Sein Uniform war staubbedeckt, der rechte Ärmel zerrissen und das halbe Gesicht mit blutigem Schorf überzogen. Er schwankte leicht, trotzdem zielte er mit seinem Colt auf die vielen Reiter, die nach und nach vor ihnen aus dem Staub auftauchten.

»Wer zur Hölle sind die?«

»Comanchen«, sagte Jim lapidar. »Aber die von der guten Sorte. Und jetzt hör auf zu fluchen und bedanke dich bei ihnen, sie haben uns schließlich gerade eben den Arsch gerettet.«

*

Das Dorf, in dem Ta-Peka und der Stamm der Yamparikas lebten, lag am Oberlauf des Indian River, nur unweit der Stelle, an der sie Mahani überfallen hatte.

Crown, die Soldaten und die Comanchen, die ihnen zur Hilfe gekommen waren, erreichten es trotzdem erst einen Tag später. Die schwer beladenen Wagen ließen sie langsamer vorankommen, als zunächst gedacht.

Als sie die ersten Tipis passierten, wurden sie von einer Horde grölender Kinder empfangen, die sie bis auf den Dorf-

platz begleiteten, an dessen östlichem Rand das Zelt des Häuptlings stand. Das Geschrei der kleinen Bälger vermischte sich zusammen mit dem Bellen der Dorfhunde und dem Geschnatter der Frauen zu einem solch ohrenbetäubenden Lärm, dass Crown und die anderen Mühe hatten, ihr eigenes Wort zu verstehen.

Der Krach verstummte erst, als Ta-Peka im Eingang seines Tipis erschien und mit einer herrischen Handbewegung für Ruhe sorgte. Nachdem es still geworden war, ging er nach einem kurzen Rundumblick langsam auf Jim und den Lieutenant zu.

Breitbeinig baute er sich vor den Männern auf und verschränkte die Arme vor der Brust.

Sein Gesicht war völlig ausdruckslos, als er anfang zu reden.

Zum Erstaunen aller sprach der Comanche ein besseres Englisch als die meisten Weißen, die in diesem Teil des Landes lebten.

»Die Soldaten haben ihr Wort gehalten und sind zurückgekommen. Aber sie bringen einen Fremden mit an mein Feuer. Warum?«

Frazer hob beschwichtigend die Hände.

»Dieser Mann ist kein Fremder. Sein Name ist in den Zelten der Comanchen wohl bekannt. Er ist nur mitgekommen um Ta-Peka zu zeigen, dass wir es ehrlich meinen, so wie damals, als dieser Mann Häuptling Sonnenadler und dessen Stamm vor dem Verhungern bewahrte.«

In den Augen des Comanchenhäuptlings blitzte es kurz auf.

»Aiee, ist er der Mann, den ihr Crown nennt?«

Der Lieutenant nickte.

»Gut«, sagte der Comanche und drehte sich um.

»Kommt in mein Zelt, wir haben viel zu bereden.«

Der Lieutenant nickte Crown zu und gemeinsam folgten sie dem Häuptling.

Drinne im Zelt setzte sich Ta-Peka auf eines der Büffelfelle, die überall um das Feuer herum lagen, und forderte die Männer mit ein paar knappen Gesten auf, es ihm gleich zu tun.

Als sie schließlich mit verschränkten Beinen vor den Flammen Platz genommen hatten, grunzte der Häuptling zufrieden und machte eine gebieterische Handbewegung.

Kurz darauf kam eine bucklige Frau aus einer dunklen Ecke gehuscht und drückte jedem von ihnen eine Tonschüssel mit dampfendem Essen in die Hand.

Eine Sekunde später war sie genauso schnell verschwunden, wie sie aufgetaucht war.

Frazer verzog angewidert das Gesicht.

Dem Aussehen und dem Geruch nach handelte es sich bei dem Inhalt der Schüsseln um Hundefleisch oder irgendein anderes Zeug, dessen Herkunft er besser nicht erfahren wollte.

Obwohl er seit dem gestrigen Abend nichts mehr gegessen hatte, konnte er beim Anblick des Schüsselinhalts nur mühsam ein Würgen unterdrücken.

Im Gegensatz zu Crown, der Marshal schlang das Ganze herunter, ohne eine Miene zu verziehen.

»Was ist mit dir?«, fragte Crown, während er mit beiden Backen kaute. Dabei zeigte er mit dem Stiel seines Holzlöffels auf Frazers Portion. »Schmeckt es dir etwa nicht?«

Der Lieutenant schüttelte den Kopf, während er voller Ekel in den Fleischstücken herumstocherte.

Nachdem schließlich alle gegessen hatten, verstrich eine geraume Weile mit unwichtigem Gerede, wie es nun mal die Art der Indianer war.

Frazer wurde immer ungeduldiger, bis Ta-Peka plötzlich die Hand hob und endlich zum Grund des Besuches der Soldaten kam.

»Auf einen heißen Sommer folgt meistens ein langer, kalter Winter, und so wird es auch in diesem Jahr geschehen. Aber das ist nicht gut, denn wenn es so lange so heiß ist, fliehen die wilden Tiere alle vor der Hitze nach Norden, wo das Land unserer Feinde liegt. Die Jagd ist schlecht und wir haben deshalb immer noch keine Vorräte für den Winter angelegt. Meine Leute werden langsam ungeduldig, auch, weil Mahani ihnen reiche Beute und viele Skalps verspricht. Wenn ich für unsere weißen Gefangenen nicht genügend Geschenke bekomme, die uns über den Winter bringen, werden zuerst die jungen Krieger zu ihm überlaufen und danach die anderen. Es wird einen großen Krieg geben, denn Mahani hasst alle Weißen.«

»Darüber sprechen wir nachher«, sagte Crown.

»Wie viele weiße Gefangene leben im Moment hier im Dorf?«

Ta-Peka zuckte mit den Schultern.

»Sechs, sieben, vielleicht sogar acht, genau kann ich es nicht sagen, dazu muss ich erst meine Leute befragen. Wir hatten in den letzten Wochen oft Besuch von unseren Vettern, den Penateka und den Tekapwei. Manche von diesen Gefangenen sind mit deren Familien weitergezogen, manche sind aber auch geflohen, während wir mit unseren Brüdern das Wiedersehen gefeiert haben.«

Crown, der die Hinhaltetaktik der Indianer zur Genüge kannte, warf dem Comanchen einen vorwurfsvollen Blick zu, den Ta-Peka mit einer Unschuldsmiene quittierte.

»Was soll ich tun? Die Yamparika sind freie Menschen, ich

kann ihnen nichts befehlen.«

»Ich dachte, du bist ihr Häuptling.«

»Machen die Weißen immer das, was ihnen ihre Häuptlinge befehlen?«

Jim knurrte ungehalten und warf dem Lieutenant einen bedeutungsvollen Blick zu.

Danach herrschte Schweigen.

»Lass uns die Geschenke betrachten«, schlug der Indianer schließlich vor, nachdem er bemerkt hatte, dass sich Crown mit seiner Aussage nicht zufriedengab.

Er wusste um den Ruf dieses Mannes.

»Wenn sie so gut sind, wie die Soldaten sagen, werden sie meine Leute eher zufriedenstellen als all meine Worte und ich kann euch bis zum Abend mehr sagen.«

»Dann lass uns gehen!«, sagte Jim und erhob sich.

*

Bei den Wagen angekommen befahl Frazer den Soldaten, einen Teil der Waren auf dem Boden auszubreiten. Währenddessen liefen fast alle Bewohner des Dorfes, allen voran Ta-Peka und mehrere der Krieger, die ihnen bei Mahanis Angriff zur Seite gestanden hatten, auf dem Dorfplatz zusammen und drängelten sich um die zur Schau gestellten Geschenke.

Indes die Männer besonders die Gewehre, Messer und Äxte in Augenschein nahmen, interessierten sich die Frauen vor allem für die warmen Decken, das Kochgeschirr und die mitgebrachten Spiegel und Haarbürsten.

Dem Geschrei nach zu urteilen schienen alle Dorfbewohner mit den Geschenken zufrieden zu sein. Ta-Peka nutzte die Gunst der Stunde, um sich dabei ins rechte Licht zu rücken

und seine Leute davon zu überzeugen, dass es besser war, wenn sie anstatt Mahani ihm weiterhin die Treue hielten.

Du alter Fuchs, dachte Crown, als ihn Frazer plötzlich am Ärmel zog.

Als der Marshal den Kopf drehte, deutete der Lieutenant mit vorgerecktem Kinn auf einen halbwüchsigen Jungen, der sich mit beiden Ellbogen fluchend einen Weg durch die Menge bahnte. Er war so braun wie eine sonnenverbrannte Pecannuss, aber er hatte helle Haare und graublau Augen.

Kaum hatte der Junge bemerkt, dass ihn die beiden Männer beobachteten, drehte er sich auf dem Absatz um und lief wieder zu den Zelten zurück.

»Hast du den Bengel gesehen?«

»Natürlich, ich bin ja nicht blind«, erwiderte Jim.

»Gut, merk dir sein Gesicht, den muss uns der Häuptling auch übergeben.«

»Ich fürchte, dass wir da Probleme bekommen.«

»Wieso?«, wollte Frazer wissen. »Wie du siehst, sind er und seine Leute doch mit unseren Geschenken einverstanden.«

»Das weiß ich, aber das habe ich damit auch nicht gemeint. Das Problem wird sein, diesen wilden Jungen zu seinen rechtmäßigen Eltern zu bringen. Hast du gesehen, wie rabiät er sich durch die Menge gedrängt hat? Ich glaube kaum, dass sein Vater mit ihm fertig wird. Der Bengel ist ja schlimmer als ein reinrassiger Comanche.«

»Blödsinn«, sagte Frazer und wandte sich wieder dem hektischen Treiben zu, das sich vor den Wagen abspielte.

Der Marshal schenkte seinem Soldatenfreund einen mitleidigen Blick, drehte sich um und wollte sich gerade von dem ganzen Geschehen zurückziehen, als ihn Frazers Stimme innehalten ließ.

»Was ist los, wo willst du hin? Die Geschenkeverteilung fängt doch jetzt erst richtig an.«

»Ich will mich noch etwas im Dorf umhören.«

Der Lieutenant winkte ab.

»Warum? Ich habe dir doch vorhin im Zelt schon gesagt, dass meine Männer das bereits getan haben. Ta-Peka spielt mit offenen Karten, es gibt in seinem Dorf tatsächlich nicht mehr Gefangene als die, von denen er gesprochen hat. Der Häuptling wird sie uns morgen früh übergeben, wie es ausgemacht ist, und dann reiten wir wieder zurück ins Fort. Also lass das, du musst die Indianer mit deiner Fragerei nicht noch zusätzlich nervös machen, denn wie du siehst, sind sie im Moment sowieso schon alle aufgeregt genug.«

»Ich mache die Indianer nicht nervös«, knurrte Crown. »Ich mache mir lediglich Sorgen um unsere Skalpe.«

»Was soll das jetzt wieder heißen?«

Jim wiegte nachdenklich den Kopf, während er versuchte, Frazer den Sachverhalt zu erklären.

»Mahani hat irgendwie von den Geschenken erfahren und uns angegriffen. Entweder hat er seine Spione hier im Dorf oder aber sogar bei euch im Fort sitzen. Jedenfalls wusste Ta-Peka davon und hat uns seine Krieger zur Hilfe geschickt. Für beide ging es in diesem Spiel um ziemlich viel. Der eine wollte mit unseren mitgebrachten Sachen seine Renegatenbande ausrüsten und mit einem Erfolg neue Krieger anlocken, der andere sein Ansehen und seine Häuptlingswürde nicht verlieren. Beides hat nicht so recht funktioniert, jetzt geht das Match in die zweite Runde. Sobald wir aus dem Dorf reiten, wird Mahani versuchen, uns die Gefangenen abzuluchsen, um sie an die Comancheros oder wieder an die Soldaten zu verkaufen. Danach würde er wenigstens nicht ganz mit lee-

ren Händen dastehen. Und soll ich dir was sagen? Ich gebe dir Brief und Siegel, dass uns Ta-Peka diesmal nicht zu Hilfe kommen wird, denn er hat ja jetzt, was er wollte.«

»Du meinst, er würde uns wegen der Geschenke über die Klinge springen lassen, nur um einer weiteren Auseinandersetzung mit Mahani aus dem Weg zu gehen? Aber der Kerl ist doch ein Abtrünniger. Verdammt! Was für ein Spiel spielt Ta-Peka da mit uns?«

»Comanchenpoker«, erwiderte Jim trocken.

»Aber wir haben doch eine Vereinbarung mit ihm, oder ...«

»Ihr Soldaten werdet die Indianer nie verstehen«, erwiderte Jim kopfschüttelnd.

Inzwischen wusste er, warum ihn der Gouverneur unbedingt bei dieser Sache dabei haben wollte. Lächelnd klopfte er Frazer auf die Schulter, beglückwünschte ihn zu seiner Funktion als Hauptverantwortlicher für den Gefangenenaustausch und drehte dem Dorfplatz den Rücken zu. Er kannte die Indianer lang genug, um zu wissen, dass er bei diesem Trubel keine Neuigkeiten zu hören bekam. Wenn er etwas in Erfahrung bringen wollte, musste er jenen Pfaden folgen, auf denen die Frauen zur Wasserstelle gingen oder Holz holten.

Denn nur dort erfuhr er jene Dinge, die im Dorf geschahen.

Crown wusste aber auch gleichzeitig, dass er dazu mehr benötigte als ein freundliches Lächeln und ein paar schöne Worte.

Er seufzte, als er daran dachte, dass er wohl einige seiner geliebten Zigarillos opfern musste, um bei den Indianerinnen die Zunge zu lösen.

Jim wusste zu diesem Zeitpunkt allerdings noch nicht, dass das, was er dabei in Erfahrung bringen würde, wertvoller war als alle Zigarillos zusammen, die er bisher in seinem Leben

geraucht hatte.

*

Sie hatten das Comanchendorf mit den ersten Sonnenstrahlen verlassen.

Ein ungewöhnlich heftiges Sommergewitter, das mit Einbruch der Dunkelheit über den Bergen niederging und schuld daran war, dass in der Nacht kaum jemand im Lager ein Auge zumachen konnte, hatte die entsetzliche Hitze aus dem Land vertrieben und dafür gesorgt, dass sich überall zarte Pflanzenknospen aus dem kargen Wüstenboden gen Himmel reckten.

Das ganze Land wirkte rein und klar wie frisch gewaschen.

Es war zwar immer noch warm, aber in einer angenehmen Art, denn der Regen hatte den allgegenwärtigen Sand an den Boden gebunden.

Der Tag versprach herrlich zu werden. Trotzdem verfinsterte sich Frazers Gesicht mit jeder Meile, die sie sich vom Dorf entfernten, immer mehr.

Er musste sich, wenn auch zähneknirschend, eingestehen, dass der Marshal von Anfang an recht hatte.

Das ganze Unternehmen war ein einziger Wahnsinn.

Man hätte die Gefangenen dort lassen sollen, wo sie waren. Die Jahre bei den Comanchen hatten sie alle verändert. Bill Sanders und all die anderen namenlosen Familien, die Klarheit über ihre von den Indianern geraubten Angehörigen suchten, wären besser bedient gewesen, wenn sie sich in ihr Schicksal ergeben hätten. Die Szenen, die sich vor seinen Augen abgespielt hatten, während seine Männer versuchten, die insgesamt acht Gefangenen in den Wagen unterzubringen,

hatten sich tief bis in sein Innerstes hineingebrannt.

Er wusste nicht, wie er das ihren Eltern und Verwandten erklären sollte.

Er wusste nur eins: Es wurde Zeit, seine Einstellung zur Army gründlich zu überdenken.

Frazer schüttelte sich, als vor seinen Augen das Geschehen, nachdem sie die Gefangenen übernommen hatten, noch einmal vorüberzog.

Die Indianer hatten aus ihnen Wilde gemacht!

Eine von ihnen, eine Frau Anfang zwanzig mit schlohweißen Haaren, lehnte sich, nachdem man sie in einen der Wagen gesetzt hatte, mit dem Rücken zur Ladebordwand und fuhr sich ständig kichernd durch das Haar, während ihr der Rotz aus der Nase lief. Eine andere hatte die Hände gefaltet und leierte immer wieder irgendwelche Gebete vor sich hin.

Ihr einstmals sicherlich reizvolles Gesicht war schrecklich verunstaltet.

Die Indianer hatten ihr die Nasenspitze abgeschnitten und die Wangen mit einem Messer kreuzförmig zerschnitten.

Einer der Jungen krabbelte sabbernd über den Wagenboden.

Sein Gesicht war verheult, und obwohl er gewiss mehr als zehn Sommer zählte, war seine Hose wie bei einem Säugling, bei dem man vergessen hatte, die Windeln zu wechseln, bis zu den Kniekehlen hinunter mit Kot verschmiert.

Alle anderen, bis auf den braun gebrannten Jungen, der sich während der Geschenkeverteilung so rücksichtslos einen Weg durch die Menge gebahnt hatte, saßen einfach nur da und glotzten die Soldaten apathisch an.

Diesen Jungen hatte man gefesselt und im anderen Wagen untergebracht, nachdem er versucht hatte, einem der Solda-

ten mit einem Messer den Bauch aufzuschlitzen.

Sämtliche Versuche, mit ihm zu reden, quittierte er mit einem sich ständig wiederholenden Satz: »Ich bin ein Comanche!«

Die Gedanken des Lieutenants wurden immer düsterer, bis ihn die Stimme des Marshals jäh wieder in die Wirklichkeit zurückriss.

»Was ist los mit dir? Du machst ein Gesicht, als würdest du gleich zu heulen anfangen.«

Frazer blickte nach rechts und sah, dass Crown bis auf zwei Yards an ihn herangekommen war.

»So fühle ich mich auch.«

»Das glaube ich dir gerne, mir geht es übrigens genauso. Aber ich fürchte, uns bleibt keine Zeit mehr zum Heulen.«

Der Kopf des Lieutenants ruckte hoch. »Wie meinst du das?«

Der Marshal deutete mit dem Daumen über die Schultern und verzog sein Gesicht, als hätte er eine Kröte verschluckt.

»Siehst du die Staubwolke da hinten?«

Frazer blickte einen Moment lang in die Richtung, in die Crown deutete, und nickte.

»Yeah, was ist damit?«

»Little Hawk behauptet, das ist Mahani mit seinen Leuten, und ich glaube, dass er die Wahrheit sagt.«

Der Offizier schluckte.

»Und was machen wir jetzt?«

»Unsere Pferde zum Laufen bringen. Wenn wir Glück haben, erreichen wir vor ihnen das andere Ufer des Indian River.«

»Und dann?«

»Dort patrouillieren immer wieder Soldaten aus Fort

Worth. Wenn es zu einem Kampf kommt, ist die Wahrscheinlichkeit ziemlich groß, dass deine Kameraden die Schüsse hören und uns zur Hilfe eilen. Denn Ta-Peka wird es nicht tun.«

»Du hast recht«, sagte Frazer nach einem Moment des Nachdenkens.

»Die Chance ist zwar gering, aber es ist wenigstens eine Chance.«

Crown nickte.

Im selben Moment krachten die ersten Schüsse.

*

Lieutenant Frazer stieß die geballte Rechte in die Höhe und wandte sich seinen Männern zu.

»Vorwärts!«

Die Soldaten nickten und gaben ihren Pferden die Sporen.

Die Kutscher der beiden Wagen droschen augenblicklich wie wild auf ihre Gespannpferde ein.

Die Tiere streckten sich.

Ihre Hufe donnerten über den sonnenverbrannten Boden, während die Gefangenen in den schwankenden Wagen wie Stoffpuppen hin und her geworfen wurden.

Frazer wandte sich im Sattel um. Schweiß überzog sein verzerrtes Gesicht.

Der Marshal und Little Hawk, der Indianerscout, versuchten ihre Flucht zu decken. Sie hatten die Zügel zwischen die Zähne genommen, hielten ihre Gewehre in den Händen und feuerten auf alles, was ihnen zu nahe kam.

Frazer erkannte noch, wie mehrere der angreifenden Indianer wie von einer Riesenfaust gepackt vom Rücken ihrer Pferde gerissen wurden, dann beugte er sich über das Sattelhorn

nach vorne und folgte der dahinjagenden Patrouille.

Schaum troff in handtellergroßen Fetzen von den Nüstern seines Mustangs, der über den Boden zu fliegen schien.

Das Geschrei der angreifenden Indianer kam trotzdem immer näher.

So nahe, dass er vermeinte, ihren Atem bereits im Nacken zu verspüren.

Und tatsächlich, im gleichen Moment, in dem die beiden Armeewagen durch das seichte Wasser des Flusses rumpelten, bemerkte er aus den Augenwinkeln heraus, wie ein Indianer an seine rechte Seite kam.

Mit einem wilden Fluch zerrte er den Dienstrevolver aus der Tasche seiner Armeekoppel. Sein Zeigefinger krümmte sich bereits um den Abzug, als er erkannte, dass der Indianer niemand anders als Little Hawk war.

Seine Blicke zuckten umher.

»Wo ist Crown?«

Der Scout zuckte mit den Schultern und deutete mit dem Daumen hinter sich. Dann schüttelte er den Kopf und ritt weiter. Frazer blickte ungläubig in die Richtung, in die der Indianer gedeutet hatte, und erstarrte.

Was er sah, war so unglaublich, dass es ihm für Sekunden den Atem raubte.

Zwischen ihm und dem Horizont erstreckte sich ein lang gezogener, topfebener Landstrich, an dessen östlichem Rand urplötzlich ein dichter Pulk berittener Indianer aufgetaucht war. Sie bewegten sich rasend schnell auf ihn und den Fluss in seinem Rücken zu.

Es mussten mehr als zwanzig sein.

Halb nackte, braune Reiter, die ihre Ponys ausschließlich mit dem Druck ihrer Beine dirigierten, während sie mit den

Händen die Darmsehnen ihrer Hornbogen zurückzogen oder altertümliche Steinschlossgewehre gegen die Schultern drückten.

Federn flatterten im Reitwind, Speerspitzen stachen in den Himmel und das Sonnenlicht brach sich an den Waffen und den Silbermünzen, die manche der Comanchen in ihr Zügelwerk hineingeflochten hatten.

Es war ein wildes, heidnisches und zugleich imponantes Bild, das sich Frazers Augen bot, aber es war nichts gegen den Anblick von Jim Crown.

Der US-Marshal stand inmitten der Ebene in einer knietiefen Büffelkuhle, die Winchester im Hüftanschlag. Er hatte sein Pferd mit den Zügeln zu Boden gezerzt und stützte sich mit dem rechten Stiefel auf dem Sattel ab.

Frazer konnte kaum glauben, was er da sah, aber der Marshal wartete tatsächlich, bis die Indianer so nah heran waren, dass er fast das Weiße in ihren Augen erkennen konnte. Dann nahm er die Winchester hoch, zielte und feuerte. Dabei betätigte er den Ladehebel so rasend auf und ab, dass die leeren Patronenhülsen nur so an ihm vorbeiflogen.

Seine Kugeln klatschten wie Stahlgewitter in die Leiber der ersten herandonnernden Pferde.

Vier oder fünf von ihnen gingen in einem Gewirr aus wirbelnden Hufen und brüllenden Kriegeren zu Boden und mindestens genauso viele galoppierten direkt in den Pulk aus gestürzten Pferden und gefallenem Kriegeren hinein, weil es zum Ausweichen zu spät war.

Crown feuerte wie auf dem Schießstand weiter.

Als das Gewehr leergeschossen war, zog er seinen Colt.

Der schier endlose Bleihagel ließ die Comanchen zurückfluten.

Mahani tobte wie ein Verrückter und schrie sich fast die Seele aus dem Leib, aber seine Männer hatten genug.

Wagh!

Dieses Blassgesicht musste mit den Göttern im Bunde sein. Wie konnte es sonst geschehen, dass er nicht einmal verwundet war?

Während die Indianer noch wild debattierten, hatte Crown wieder nachgeladen. Er hob das Gewehr, spannte den Hahn und holte Mahani mit der nächsten Kugel aus dem Sattel.

Das war für die anderen endgültig zu viel.

Sie zogen ihre Pferde herum und ergriffen Hals über Kopf die Flucht, verfolgt vom Hohn und Spott der Soldaten. Crown trat aus der Büffelkuhle heraus und ging auf Mahani zu.

Der Indianer lag auf dem Rücken.

Sein Gesicht war schmerzverzerrt.

Er hatte beide Hände auf seinen Bauch gepresst und atmete schwer. Crown sah, wie das Blut zwischen seinen Fingern hindurchsickerte.

»Du verdammter Hund!«, keuchte Mahani, während Crown auf ihn hinunter sah. »Wir hätten dich schon im Fort töten sollen.«

Jim erinnerte sich und nickte wissend.

»Dazu ist es jetzt zu spät.«

Der Indianer blinzelte als Antwort, offensichtlich war er bereits zu schwach zum Reden.

»Weißt du, warum es euch nicht gelungen ist? Der große Geist wollte nämlich, dass ich dir eine Botschaft überbringe, bevor du stirbst.«

»Eine Botschaft?«, keuchte Mahani mit letzter Kraft. »Von wem?«

»Von Kathreen Sanders«, sagte Crown kalt.

Dann zog er seinen Colt aus dem Holster, spannte den Abzug und drückte ab.

Die großkalibrige Kugel machte aus dem angemalten Gesicht des Renegatenführers eine blutig rote Ruine.

Crown blieb so lange neben dem Indianer stehen, bis Frazer herangeritten kam, aus dem Sattel sprang und auf ihn zulief.

Er zuckte mit keiner Wimper, als ihm der Soldat überschwänglich auf die Schulter klopfte.

»Du bist der verrückteste Hund, den ich je in meinem Leben getroffen habe. Mein Gott, was hast du dir nur dabei gedacht, es gleich mit einem ganzen Indianerstamm aufzunehmen?«

Crown lächelte müde.

»Das waren keine angreifenden Comanchenkrieger, sondern eine Horde Gesetzesloser und Renegaten, die planlos und ohne Verstand gegen eine moderne Winchester angeritten sind. Außerdem hatte ich das Gefühl, dass einige von denen dazu noch betrunken waren. Ein erfahrener Häuptling hätte seine Krieger niemals so offen angreifen lassen, da wäre ich nicht so ungeschoren davongekommen. Nein Mike, das hier war alles andere als eine Heldentat, das war eher so ne Art Scheibenschießen. Auf alle Fälle kein Sieg, auf den man stolz sein kann.«

Lieutenant Mike Frazer schüttelte den Kopf, während er fassungslos auf Mahani starrte, der leblos vor seinen Füßen auf dem Boden lag.

»Ist er ...«

»Natürlich«, sagte Crown. »Auf diese Entfernung schieße ich nie vorbei.«

»Verdammt Jim, damit hast du Colonel Hawkins um die Chance gebracht, Mahani der Öffentlichkeit als Kriegsgefangener zu präsentieren. Mensch, er war doch schon erledigt,

nachdem du ihn aus dem Sattel geschossen hast. Warum musstest du ihm unbedingt noch eine Kugel in den Schädel jagen? Der Colonel wird davon alles andere als begeistert sein.«

»Der Colonel vielleicht nicht, aber Bill Sanders. Ich denke, er wird mir sogar dankbar sein.«

»Sanders? Was hat der denn damit zu tun?«

»Als Mahani noch bei den Comanchen lebte, wollte er Sanders' Schwester zur Frau nehmen. Kathreen war gerade mal zwölf, als er sie das erste Mal vergewaltigte. Irgendwann, sie war noch keine dreizehn, rammte sie ihm dabei ein Messer in die Brust. Ihr Pech war, dass die Klinge an einem Rippenbogen abglitt. Zum Dank spaltete ihr Mahani dafür mit seinem Tomahawk den Schädel.«

Frazer machte ein betroffenes Gesicht.

»Woher weißt du das?«

»Die Frauen in Ta-Pekas Dorf haben es mir erzählt. Es hat mich fast den ganzen Vorrat an meinen Zigarillos gekostet.«

*

Es war auf den Tag genau zwei Monate später, als US-Marshal Jim Crown wieder einmal nach Austin ritt, um dort dem Barbier einen Besuch abzustatten. Im Gegensatz zu anderen Männern seiner Zunft, wie beispielsweise Perry Owens oder Wild Bill Hickok, hatte er etwas dagegen, wenn ihm das Ende seiner Haarpracht über den Kragen fiel.

Er stellte sein Pferd im Mietstall unter, strich sich noch einmal mit der Hand über den Kopf und machte sich dann auf den Weg zu Pete Gibsons Laden.

Die kleine Messingglocke über der Eingangstür kündigte

sein Eintreten mit einem leisen Bimmeln an. Gibson hob den Kopf, nickte ihm kurz zu und wandte sich dann wieder seinem Kunden zu, um dessen wild sprießende Haarpracht wenigstens einigermaßen in Form zu bringen.

»Hallo Jim, schön dich mal wieder zu sehen. Haare schneiden und rasieren wie immer?«

Der Marshal brummte zustimmend.

»Okay«, sagte Gibson und deutete mit der Spitze seiner Schere auf einen Stuhl in der Ecke.

»Dann setz dich mal dahin, heute dauert es nämlich etwas länger.«

Crown nickte.

Ihm war bereits beim Eintreten aufgefallen, dass Gibsons Laden heute ungewöhnlich gut besucht war.

»Was ist denn hier los?«, fragte er, während sein Blick über die vielen Männer glitt, die sich hier eingefunden hatten.

»Ist das Haarschneiden heute bei dir umsonst oder tanzen hier gleich ein paar Mädels aus Everetts Etablissement nackt über die Tische?«

Der Barber lachte freudlos.

»Weder noch. Wenn du nicht ständig durch die Gegend reiten würdest, um irgendwelche Halunken hinter Gitter zu bringen, wüsstest du, dass übermorgen der Sohn des Bürgermeisters heiratet. Sein Vater hat halb Austin dazu eingeladen und zu so einem Ereignis kommt man natürlich nur frisch rasiert und mit einem ordentlichen Haarschnitt. Du bist sicherlich auch deswegen hier.«

Jim schüttelte den Kopf.

»Sorry Pete, aber ich fürchte, da muss ich dich enttäuschen. Ich bin nur hier, weil ich der Meinung bin, dass ich langsam nicht mehr wie ein Marshal aussehe, sondern eher wie ein

Stadtstreicher. Die Haare sind einfach zu lang.«

»Okay, aber du musst trotzdem warten, du bist schließlich als Letzter hereingekommen.«

»Kein Problem, ich habe Zeit.«

Crown nickte den anderen Männern zu und steuerte den Platz an, den ihm Gibson zugewiesen hatte. Während er es sich in den Sitzpolstern des Stuhls bequem machte, registrierte er dankbar, wie sich Pete stets darum kümmerte, dass seinen Kunden die Warterei nicht zu lange wurde. Auf einem kleinen Tischchen standen ein Krug mit Zitronenlimonade und mehrere Gläser. Daneben stapelten sich einige Zeitungen, die überraschenderweise ziemlich druckfrisch waren.

Jim schenkte sich ein Glas von der Limonade ein und griff sich eine der Zeitungen.

Er überflog die Überschriften auf der Titelseite und wollte sie gerade wieder zurücklegen, als sein Blick auf einen Artikel am unteren rechten Ende der Seite fiel.

»Colonel Hawkins geht nach Washington«, stand dort in Großbuchstaben geschrieben.

Crown schluckte, als er den weiteren Text las.

Wenn er dem Schreiberling Glauben schenken konnte, und daran hatte Jim nicht den geringsten Zweifel, dann hatte der Colonel sein Ziel erreicht, obwohl die Rückführung der weißen Gefangenen, wie er es vorausgesagt hatte, in einem einzigen Fiasko geendet hatte.

Zwei der gefangenen Mädchen hatten sich nach der Rückkehr zu ihren Eltern das Leben genommen und jener halbwüchsige Junge mit den hellen Haaren, der ihnen bereits auf dem Weg ins Fort nur Schwierigkeiten bereitete, hatte seinen Vater erstochen, nachdem ihn dieser zwingen wollte, in die Kirche zu gehen. Aber davon stand kein Wort in dem Artikel.

Es wurde hier lediglich über einen Colonel berichtet, der den Comanchen mit Weitblick und Fingerspitzengefühl nicht nur mehrere weiße Gefangene abgenommen, sondern auch den Anführer einer Bande von Aufständischen unschädlich gemacht und dadurch einen neuen Indianerkrieg verhindert hatte.

Der Verfasser dieser Zeilen war sich sicher, dass der Colonel auch in Washington seinen Weg machen würde, Crown hingegen kam beim Lesen dieser Zeilen die Galle hoch.

Der Mann, der im Fort in Sicherheit saß und sein Mäntelchen am Ofen wärmte, wurde zum Helden gemacht, Lieutenant Frazer und die anderen Soldaten, die bei der Sache ihr Leben riskiert hatten, mit keinem Wort erwähnt.

Er ahnte jetzt, warum Frazer gleich nach der Ankunft im Fort seinen Abschied aus der Armee eingereicht hatte.

Verbittert warf Jim die Zeitung zu Boden und verließ den Barber Shop. Ihm war die Lust auf einen neuen Haarschnitt vergangen.

Während er zurück zum Mietstall ging, hallten jene Worte, die er vor wenigen Tagen an Frazer gerichtet hatte, wie Donnerschläge in seinem Kopf nach.

Man hätte diese Kinder dort lassen sollen, wo sie waren.

Die Weißen würden sie trotz ihrer Herkunft und ihrer Hautfarbe niemals als ihresgleichen akzeptieren. Für sie würden die Kinder bis an ihr Lebensende nur Wilde bleiben.

Verdammte, verfluchte und vogelfreie Wilde.

ENDE

